# Volksgeschichten

aus der

# Schweiz.

Von

**Adolf Weisser.**

---

III. Bändchen.

## Bruder Klaus von Unterwalden.

Lebensbild

eines patriotischen Einsiedlers.

Zürich.

Verlag von Meyer & Zeller.

1856.

Preis 10 Ngr. = 36 kr. = 1 Fr.

# Volksgeschichten aus der Schweiz.

3. Bändchen:

**Bruder Klaus von Unterwalden.**

# Bruder Klaus von Unterwalden.

Lebensbild

eines

## patriotischen Einsiedlers.

Von

**Adolf Weisser.**

**Zürich.**

Verlag von Meyer & Zeller.

**1856.**

# Inhalt.

# Vorwort.

Es scheint barock, wenn gesagt wird, daß die Einweihungsfeierlichkeit der Nordostbahn und die Schaffung der neuen Kredit=Institute den Anlaß zur Auswahl des in dem vorliegenden Hefte behandelten Stoffes gegeben haben. Und dennoch ist es so.

Offenbar liegt gegenwärtig in den Gemüthern eine Ahnung, daß die schweizerische Eidgenossenschaft an einem kritischen Punkte ihrer geschichtlichen Entwicklungen angekommen sei. Die Siebenmeilenstiefel der großen Industrie, der Eisenbahnen höllisches Geklapper und die heißen Hände der neuen Geldinstitute bringen das Bewußtsein nahe, daß die Schweiz, welche sich nicht zu ihrem Schaden lange genug zurückgehalten, an der Thüre des Eintritts in das moderne Wesen angelangt sei, vor dessen Vortheilen und Gefahren den übrigen europäischen Staaten bereits zu schwindeln angefangen hat. Ueberall in Frankreich und Deutschland weiden sich jetzt die großen Hanse an leichten und großen Gewinnen, wie die Esel an den Feigenbäumen, und der kleine Kapitalist, der Handwerksmann, der Bauer schaut nicht sehr befriedigt über die abgefreßne Weide. Sollte den ökonomischen Zuständen der Schweiz ein Aehnliches bevorstehen?

Das kann Niemand wissen, weil Niemand in die Zukunft sieht. Aber es scheint mehr als Gedankenspielerei, wenn uns eine Verwandtschaft zwischen dem Zeitalter des Bruders Klaus und den heutigen Tagen in vielen Punkten auffiel. Im Großen finden wir damals wie jetzt dieselbe unbehagliche Stimmung, dieselbe Uebersättigung, denselben Zweifel an der Kraft des Fortbestandes der überlieferten Anschauungen und Lebensformen: im Einzelnen aber — sollte die burgundische Beute, deren dämonisch verderblichen Lockungen auch die Besten und Tapfersten nicht widerstanden, keine Parallele bieten zu einer ganz eigenthümlichen Erscheinung der neuen Zeit, der wilden Geldspeculation, welche in alle Winkel unseres Lebens eindringt und zuletzt auch vor den Thoren der Eidgenossenschaft angekommen ist, wie ein trojanisches Pferd, von dem Niemand ermessen kann, was es in seinem Innern birgt? Könnte das Eisenbahnnetz, mit welchem wir die Schweiz in Kurzem bedeckt sehen werden, nicht eine Umgestaltung der inneren Verhältnisse in ähnlicher Weise bedingen, wie sich uns nach den burgundischen Kriegen bemerklich macht? Sollte dem hadervollen Eintritt der Städte Solothurn und Freiburg in den Kreis der Eidgenossenschaft und dem daran ausgebrochenen Zwiespalt zwischen den Städten und Ländern nicht das Eindringen fremder Elemente und fremder Sitten entsprechen, welches von der Art und Weise der neuen Verkehrsmittel und Geldanlagen unzertrennlich ist? Sollten die Lockungen, welche damals das Kriegsleben bot, nicht mit den Lockungen der heutigen Industrie, die ver=

wildernden Genüsse, welche damals im Gefolge des beutesüchtigen Soldatenlärms waren, nicht mit den Ueppigkeiten verglichen werden können, welche jetzt aus dem überreizten Geräusche der gewinnsüchtigen Maschinen fallen?

Wir sagen nicht, daß die neuen Erscheinungen ungeschehen sein möchten: denn ihre verwickelten Wege führen vielleicht auf schnurgerade Linien, und die Menschen sind die Kinder ihrer Zeit. Aber in dem Drängen nach dem Neuen ist es gut, sich des Alten zu erinnern und in dem Schwanken der Dinge ein Bild der Stetigkeit vor Augen zu haben. Wie ein warnender Jesaias in dem sündigen Jerusalem, wie ein gerechter Aristid in dem parteizerrissenen Athen, wie ein bizarrer Cato in dem umgewandelten Rom, erscheint Niklaus von Flüe an einer Grenzscheide der Zeiten in der ihrer Auflösung nahen Eidgenossenschaft. Er ist ein Symbol der alten Schweiz, ihres Kinderglaubens und ihres Männermuthes, ihrer Einfältigkeit und ihrer Tugend, ein Bild der Warnung, der Versöhnung und Einigung, das wie ein bindender Schutzgeist über den auseinander strebenden Theilen schwebt: mag sein Gedächtniß, wie er im Leben an einer Mark der Zeiten stand, jetzt an einer Mark der Zeit wieder aufgefrischt sein!

Für die Aufstellung des Lebensbildes sind fast durchaus zeitgenössische Quellen benutzt worden. Von dem weitschichtigen Material, das zur Verarbeitung vorlag, mögen hier für Solche, die sich des Nähern unterrichten möchten, nur folgende Hauptschriften namhaft gemacht werden.

Das Anschaulichste und Einläßlichste, was man hat, ist ohne Zweifel der Reisebericht von Hans von Waldheim. Diese in der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrte Handschrift, „Nachrichten über die schweizerischen Einsiedler Bruder Klaus und Ulrich" betitelt, ist durch Fr. A. Ebert, Bibliothekar zu Dresden, in den „Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt" zur Veröffentlichung gekommen.

Manches nicht Uninteressante findet sich ferner in den hirsauischen Annalen von J. Trithemius (Trittheim). Im Jahre 1462 geboren, war dieser Mann schon im Jahre 1482 Abt zu Spanheim und starb 1519.

Die zeitgenössischen Chroniken der luzernischen Geschichtschreiber Petermann Etterlin und Diebold Schilling (Manuscript) habe ich nicht selbst zur Hand gehabt; doch findet man die bezüglichen Abschnitte daraus in den Luzernischen Merkwürdigkeiten von Franz Ludwig Balthasar abgedruckt.

Derselbe Mann hat aus den Rathsbüchern der Republik Luzern alle Urkunden gesammelt, welche sich auf das Verkommniß von Stanz beziehen. Der Anhang seiner „urkundlichen Geschichte des Verkommnisses" enthält einen wortgetreuen Abdruck der Beschlüsse, Abscheide, Burgrechtsbriefe u. s. w. (Luzern 1781.)

Anderes, wie die ältesten Nachrichten aus den Kirchenbüchern von Sachseln sammt Auszügen aus den Lebensbeschreibungen aller Zeiten findet man in dem Buche des Jesuiten Weissenbach, Chorherrn zu Zurzach „Leben und

Geschichte des Sel. Nikolaus von Flüe" zusammengestellt.

Weitere Urkunden, wie Briefe, Denkschriften, päbstliche Bullen ꝛc. hat der Kanonikus Joseph Businger, neben den anderweitigen wichtigsten Quellen, seiner Schrift „Bruder Klaus und sein Zeitalter" (Luzern 1827) angehängt.

Sehr anschaulich ist auch der kurze Bericht, welcher sich in Johann Stumpf's Chronik findet.

Für das Capitel über die „Einsamkeit" habe ich das bekannte Buch von Johann Georg Zimmermann (Vier Bände, Leipzig 1785) zu Rath gezogen.

Das Gemälde in dem Rathhaus zu Stanz habe ich nicht selbst gesehen; doch findet man eine Beschreibung desselben in der Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft von Johann Conrad Fueßlin (Schaffhausen 1770).

Derselbe Verfasser giebt über die mystischen Lehren, welche in der Schweiz viel Anhang fanden, Aufschlüsse in seiner „Kirchen- und Ketzerhistorie der mittleren Zeit." (Frankfurt und Leipzig 1772.)

Verständige werden es billigen, daß ich für den vorliegenden Stoff die heilige Sage ebenso beigezogen habe, wie für andere Stoffe die profane Sage. Die Hauptquelle hiefür ist „die Legende des seligen Bruder Nikolausen von Flu, geschrieben von dem geistlichen Herrn Andrea Z'beren, Kilchherrn zu Sachslen, im Jahre 1567 an Frau Anna Bircherin, Priorinn und des untern Kon-

vents zu Engelberg." Diese einfach und anmuthig geschriebene Legende, in der Bibliothek des Klosters Engelberg auf Pergament befindlich, hat ebenfalls Businger zur Oeffentlichkeit gebracht.

Die Züricher Stadtbibliothek, sonst so reich in den Dingen der eidgenössischen Geschichte, ist in der betreffenden Literatur schwach bestellt. Auch die bekannten Lebensbeschreibungen von Heinrich Wölflin (schon die Stumpfsche Chronik bezieht sich auf diese Schrift) und Johann Salat habe ich nicht vorfinden können. Offenbar erklärt sich dieser Umstand theils aus den zeitweisen Spaltungen der reformirten und katholischen Kantone, theils aus der Art und Weise, in welcher manche der seitherigen Lebensbeschreibungen des Bruders Klaus gehalten und zu ungehörigen Agitationszwecken verwendet sind. Um so zweckmäßiger schien eine kirchlich völlig unbefangene Bearbeitung zu sein.

Die religiöse Färbung des Stoffes liegt unsern heutigen Anschauungen etwas fremd und ferne: allein für alle Zeiten kritischer Zerwürfnisse wird das historische Bild dieses Friedenstifters so eindringlich wirken, als für die Tage gehobener Freiheits-Bewegungen das Bild von Wilhelm Tell.

**Seefeld** bei Zürich, Mitte Juli 1856.

A. W.

## I.

## Eintritt in hohes Zelt und niedre Klause.

Wir führen den geneigten Leser fast um vierhundert Jahre in der Zeit zurück und laden denselben ein, uns in zwei Zelte zu folgen. Das eine steht luftig und weitausschauend bei Granson auf einem sonnigen Hügel; das andere tief im Schatten einer engen Felsenkluft im Kanton Unterwalden.

Das scheint ein Lager zu sein, auf welches wir von dem einen Zelt hinabschauen, ein Lager, groß und prächtig, wie eine Handelsstadt, regelrecht in weite Gassen eingetheilt, mit Krambuden zur Schaustellung der vielfältigsten Pracht, mit Herbergen zur Befriedigung jeden Bedarfes, mit schimmernden Zelten in großer Zahl für jede Bequemlichkeit ausgestattet, und überall wimmelnd von jubilirendem Soldatenvolk. Das scheint eine Kapelle zu sein, in welche wir aus dem einen der zwei dürftigen Fensterlein des anderen Zeltes schauen, eine kleine Kapelle, kaum achtundzwanzig Schuhe in die Länge und achtzehn in die Breite haltend, und von dem andern Fensterlein, durch welches sparsames Licht in die Klause fällt, sehen wir in ein schauerliches Felsentobel, an welchem die Melcha mit brausendem Ungestüm vorbeistürzt. Willst du die Felsen fragen, von welchen das schäumende Waldwasser tost und spritzt, wer wohl an diesem wilden Ende unter den Alpen

wohnen möge, so magst du wohl die Antwort von einem Steinbock empfahen, welcher aufhorchend durch das verschlungene Gebüsch mit emporgerichteten Hörnern schleicht, oder von einer Gemse, welche in keckem Sprung vorüberhuscht.

Sieh' hier das Zelt bei Granson! Prächtig ragt es über vierhundert andere Zelte empor, von welchen dreihundert goldene Banner, dreihundert seidene Fahnen wehen. Das Auge erträgt kaum den Glanz des Goldes, von welchem die mit Perlen versetzten Wappenschilde an der Außenseite des mit Seide behangenen Zeltes prangen.

Sieh' dort die Klause in der Wildniß unter den Alpen! Hier ist tiefe Einsamkeit und stilles Dunkel, und was etwa glänzt, das ist der Glanz der Sonne, wenn sie über die Felsen durch den Schaum der Melcha schimmert und ihr tröstend Licht auf dem Blättergrün der wild wachsenden, den Abgrund verdeckenden Bäume spielen läßt, an welchen Gott seine ewigen Wappenschilde ausgehängt. Schwer und rauh ist die Klause von Eichenbalken zusammengefügt und mag wohl kaum sechs Schuh Mannshöhe halten, ein Paar Schritte in ihrer Länge, ein Paar Schritte in ihrer Breite.

Das Zelt bei Granson findest du inwendig mit Sammt ausgeschlagen; da steht ein goldener Stuhl, vor welchem die Gesandten niederzuknieen pflegen: hier liegt der reichgeschmückte, herzogliche Hut und daneben prangt ein Prachtschwert vom schönsten Damascenerstahl, dessen Handgriff mit sieben großen Diamanten, ebenso vielen Rubinen, fünfzehn ungemeinen Perlen nebst Sapphiren und Hyacinthen geziert ist.

In dem rauhen Zelte an dem Fuß der Alpen siehst du ein Paar Bretter, um darauf die Glieder auszustrecken, und einen Stein, um als Ruhekissen dem Haupt des Ermüdeten zu dienen, auch einen niedrigen Stuhl, der einem etwaigen Gast zum Sitz gereichen mag. Würdig gesellt sich solchen Geräthschaften der einfache Wanderstab zu.

Auch das goldene Vließ siehst du in dem Zelt bei Granson, dazu einen goldenen Rosenkranz mit Edelsteinen, von Perlen und Rubinen glänzend ein Kästchen der wundersamsten Heiligthümer, wie Stücke des Kreuzes, der Dornenkrone, des Speers und der Geißel, selbst einen Zweig aus Aarons grünendem Stab und einen Splitter von den Tafeln der zehn Gebote, auch ein in rothen Sammt gebundenes, mit Gold und Malereien herrlich geziertes Gebetbuch, ein Hauptsiegel, an Gold nicht weniger als ein Pfund schwer, eine hochgethürmte Staffelei von silbernen und goldenen Pokalen, Schüsseln und Tellern, endlich drei Diamanten, deren unermeßlicher Werth den Werth von Königreichen übersteigt.

Einen Rosenkranz findest du auch in dem andern Zelte, viel getragen und gebraucht, aber dürftig und werthlos, dazu ein messingenes Cruzifix, einen groben, grau-braunen Eremiten-Rock und einen roßhärenen Bußgürtel, ein einfach Siegel, die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde vorstellend, eine Schüssel von Maserholz nebst zwei buchsenen Eßlöffeln.

Von der Höhe jenes ersten Zeltes, welches nächst dem Zelte des osmanischen Sultans das prächtigste in Europa war, überschaute am Morgen der Herzog Karl von Burgund seine Heerschaaren, um am Mittag vor dem Hall des Harschhorns von Luzern, vor

dem Schall des Landhorns von Unterwalden, vor dem Schrei des todverkündenden Uristiers zu ergrausen, am Abend über unzählige Leichen mit nur fünf Begleitern zu entfliehen, so weit das rabenschwarze Pferd ihn tragen mochte, und am andern Tage vom Sattel zu steigen, ledig seiner Pracht und seiner Macht, die Wuth seines grimmigen Hochmuths und den Wahnwitz seiner machtlosen Flüche in der Einsamkeit einer entfernten Gegend von Hochburgund verbergend.

In der Tiefe jenes zweiten Zeltes verrichtete am Morgen ein Eremit sein andächtiges Gebet, um barfuß und barhauptig, wie er war, bald in die Versammlung der Helden gerufen zu werden, welche den übermüthigen Herzog von Burgund in den Staub geworfen hatten, die Bezeugungen ihrer Demuth zu empfangen, sie stehend und entblößten Hauptes vor sich zu sehen und unter den kriegsgewohnten, über der Beute entzweiten Männern der durch keine andere Waffe als seinen Geist gewaltige Schiedsrichter über die Vertheilung der Reichthümer zu werden, welche die Sieger aus Zelt und Lager hinweggenommen hatten.

Es ist geschehen, daß man jene drei Diamanten wie unnütz Glas hinweggeworfen oder um einen Spottpreis veräußert, den Reisestab und Eßlöffel des Eremiten aber wie die höchsten Schätze der Welt bewahrt hat; daß der Name des gewaltigen Herzogs, welcher mit der Pracht eines orientalischen Fürsten in dem ersten Zelte thronte, in der Geschichte nur noch als ein Bild des Hochmuths fortlebt, der vor dem Falle kommt, der Name des unscheinbaren Einsiedlers aber durch Jahrhunderte herab als ein Bild

des zu nationaler Einigkeit mahnenden Patriotismus mit wandellosem Glanze leuchtet.

Möge nur Niemand den Tag vor dem Abend loben und Jedermann sich überzeugt halten, daß all das, was die Menschen mit besonderer Auszeichnung Glück zu nennen pflegen, fast durchaus in der Imagination beruht!

---

## II.

## Besuch eines norddeutschen Reisenden bei Bruder Klaus.

Hören wir, was ein norddeutscher Reisender, der Junker Hans von Waldheim, in einem handschriftlichen, in der Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbewahrten Reisebericht erzählt.

„Heinrich Waldheim, mein Sohn," sagt er, „bat mich in dem Jahrmarkt zu Halle in Sachsen, ich wolle ihm gute Saiten auf seine Laute kaufen. Also gieng ich mit ihm auf den Jahrmarkt und kam zu einem Kaufmanne, der hatte gar Mancherlei feil und viel Edelsteine: dem kaufte ich die Saiten ab. Da wurden wir von den edlen Steinen so viel reden, daß er mir sagte von dem allergrößten Smaragd, der auf dem Erdreich sein möchte, der wäre in dem Kloster in der Reichenau bei Costnitz, und sagte mir auch, ob ich nicht je gehört hätte von einem lebenden Heiligen, Bruder Klaus genannt, der hätte eine Klause zu Unterwalden in der Schweiz, und hätte in vielen Jahren weder gegessen noch getrunken.

Also gieng ich heim und schrieb das in mein Memorial in Meinung und Verhoffen, ob ich je in das Land käme, daß ich darnach fragen möchte."

Der Junker Hans von Waldheim reiste nach einiger Zeit wirklich in die Schweiz, ritt am Himmelfahrtstag des Jahres 1474 zu Bern ein und stieg in der Herberge zur Glocke ab. Allda traf er den Prior aus der Karthause zu Eisenach, welcher ebenfalls bei Bruder Klaus gewesen war und beim Abend-Imbiß viel von dem heiligen Mann erzählte.

Durch diese Mittheilungen neu gereizt, eilte der Reisende, nach Unterwalden zu kommen. Als er in einem Dorfe, Kerns genannt, in dem Stüblein der Herberge saß, setzte sich der Wirth zu ihm und sprach: „Guter Junker, warum seid Ihr hieher in dieß Land gekommen? Seid Ihr um Bruder Klausen willen hieher kommen, den zu sehen?"

„Ja," antwortete der Junker.

„Es ist nicht gut zu ihm kommen," fuhr der Wirth der Herberge fort, „denn er läßt nicht gerne einen jedermann zu ihm. Doch will ich Euch meinen Rath und Gutdünken sagen. Wir haben in diesem Dorfe einen Leutpriester, der ist bei uns ein Pfarrer und Bruder Klausens Beichtvater. Wenn Ihr den könntet vermögen, daß er mit Euch gienge, so könntet Ihr Bruder Klausen sehen und mit ihm reden."

Der Reisende bat den Wirth zur Stunde, daß er nach dem Leutpriester mit der Bitte senden möchte, auf das Abendessen sein Gast zu sein.

Als der Geladene mit dem Junker über der Mahlzeit saß, brachte der letztere seine Bitte vor, daß er um Gottes Willen sich nicht verdrüssen lassen möchte,

auf den morgigen Tag mit ihm zu Bruder Klausen zu reisen. Der Leutpriester antwortete, er wolle es gerne thun, und der Wirth fiel in die Rede mit den Worten: „Guter Junker, Ihr sollt nicht gehen. Ich will Euch zum Reiten einen grauen Hengst leihen; denn ich habe drei gar säuberliche Hengste in meinem Stalle stehen; deren sollt Ihr einen nehmen, welchen Ihr wollt."

In der Frühe des andern Tages (es war Donnerstag nach Exaudi) war der Leutpriester mit dem Junker sammt seinem Knechte und einigen von Luzern mitgebrachten Schiffleuten zur Reise fertig. Als sie eine halbe Meile, etwa die Hälfte des Weges zu der Klause zurückgelegt hatten, fragte der Leutpriester den Junker, ob er nicht auch Bruder Klausens Frauen und seinen jüngsten Sohn gerne sehen wollte. Der Junker bejahte die Frage und der Leutpriester wieß darauf mit der Hand über ein tiefes Thal nach einer Behausung, die an einem lustigen Berge lag, und sprach: „Da hat Bruder Klaus gewohnt und da wohnet noch seine Frau mit seinem jüngsten Sohne, und seine andern großen Söhne, die beweibt sind, wohnen auch nicht fern von dannen."

Nach diesen Worten wandte sich der Pfarrer zu dem Schiffsknaben mit dem Befehle: „Laufe hin, Junge, zu Bruder Klausens Frauen und sage ihr, ich wolle Messe halten: wolle sie Messe hören, so möge sie kommen und ihren jüngsten Sohn mitbringen."

Der Knabe lief und der Junker mit dem Pfarrer sammt dem Knechte und den Schiffleuten giengen fürder, bis sie zu der Klause kamen, daran eine Kapelle gebaut war.

Die Gesellschaft trat in die Kapelle und der Leutpriester fragte, wovon der Junker gerne Messe gehalten haben wollte. Dieser antwortete: „Von Sancta Marien Magdelenen.“ Hierauf trat der Leutpriester an den Altar, suchte das gewünschte Officium, und als er es in dem Meßbuch gefunden hatte und sich umsah, wurde er Bruder Klausens Frau mit ihrem Sohn gewahr. Der Priester gieng alsbald von dem Altar und führte den Junker dahin, wo die Frau mit dem Knäblein stand. Der Fremde gab Mutter und Sohn die Hand und bot ihnen einen guten Morgen.

„Sie ist,“ erzählt Hans von Waldheim in seinem Reiseberichte, „eine säuberliche junge Frau unter vierzig Jahren, und hat ein säuberlich Angesicht und ein glatt Fell. Also hub ich an und sprach: Liebe Frau, wie lange ist Bruder Klaus von Euch gewesen? Sprach sie: dieser gegenwärtige Knabe, mein Sohn, der wird nun zu St. Johannes des Täufers Tage sieben Jahre alt, und als der Knabe dreizehn Wochen alt war (das ist zu St. Gallen Tage), da schied Bruder Klaus von mir und ist seit der Zeit noch nie mehr zu mir kommen. — Also hatte ich viel Rede mit der Frau und ihrem Sohne, und der Junge ist gerade gestalt, gleich als ob er ihm wäre aus seinen Augen geschnitten. Da gab ich dem Jungen Etwas zu vertrinken.“

Nachdem die Messe geendet war, gieng der Leutpriester in die Klause, welche an die Kapelle stieß, und führte auch den Fremden sammt seinem Knecht dahin.

Man hatte dem Junker gesagt, daß Bruder Klaus keine natürliche Wärme bei sich habe und daß seine

Hände so kalt seien wie Eis: auch wäre sein Angesicht gelber und bleicher, denn einem Todten, den man in ein Grab legen sollte; dazu sei er stetiglich traurigen Muthes und nimmer fröhlich. Wie erstaunte er jetzt, als er keines der genannten Dinge an ihm erfand!

Als der Junker mit seinem Knecht in die Klause trat, empfieng sie Bruder Klaus mit fröhlichem und lachendem Angesichte und gab jeglichem seine Hand. Der Junker und sein Knecht Kunze haben die dargereichte Hand zu vier- oder fünfmalen angegriffen und gefunden, daß sie natürlich warm war, wie einem anderen Menschen. Das Angesicht war ihm auch nicht gelb noch bleich, sondern von rechter Leibfarbe, wie einem andern lebenden, natürlichen, wohlmögenden und gesunden Menschen. Noch weniger war er traurigen Muthes, sondern „in allem seinem Gekose, Wandelung und Handlung leutselig, medesam (bescheiden), behäglich, fröhlich und zu allen Dingen freundlich."

Nach dem Empfange bat Bruder Klaus seine Gäste, daß sie sich ein wenig „enthalten" möchten; er wolle das Volk begrüßen, das die Messe gehört. Da gieng er gegen die Kapelle, that ein Glasfenster auf und sprach: „Gott gebe Euch einen guten, seligen Morgen, ihr lieben Freunde und ihr liebes Volk." Deß dankten sie ihm; er schloß das Glasfenster wieder und setzte sich zu seinen Gästen nieder.

„Da besah ich mir," erzählt der Junker, „den Bruder Klaus und fand, daß er ein feiner Mann ist in einem Alter, in seinen besten Tagen, bei fünfzig Jahren. Er hat braun Haar und hat noch kein grau Haar. Er hat auch ein wohlgestaltes, wohl-

gefärbtes, dürres Angesicht, und ist ein gerader dürrer Mann von einer lieblichen guten deutschen Sprache."

Das eingeleitete Gespräch knüpfte an das Officium an, welches der Junker für die Messe ausgelesen hatte.

„Ich habe meine Kapelle," sagte der Einsiedler, „zu Sancta Marien Magdelenen Ehren weihen lassen."

Dem Junker waren alle Geschichten von Marien Magdelenen wohl bekannt und er erzählte nun so viel davon, daß dem Bruder Klaus die Augen von Weinen übergiengen.

Gar freundlich sagte der Einsiedler dann seinen Gästen viel liebliche Rede und göttliche Lehre.

Als die Männer in der Klause dadurch in eine süße Vertraulichkeit gerathen waren, hub der Junker an und sprach: „Lieber Bruder Klaus, ich habe in unsern Landen und auch hier gehört, Ihr sollet nicht essen noch trinken, und sollt in fast vielen Jahren nicht gegessen noch getrunken haben. Wie ist es darum?"

Darauf antwortete Bruder Klaus: „Gott weiß." Zwar machte der Junker einen neuen Versuch, eine bestimmtere Antwort zu erhalten; aber der Einsiedler ließ sich nichts Anderes abfragen, sondern antwortete wiederholt: „Gott weiß."

Das Gespräch kam auf andere Dinge und nachdem noch viele liebliche Reden gewechselt waren, nahm der Junker einen gütlichen Urlaub von Bruder Klaus und befahl sich in sein inniges Gebet. Der Einsiedler gab Herrn und Knecht die Hand und also schieden sie freundlich von ihm.

Der Reisende gieng zu dem Dorfe, wo er seinen Hengst hatte stehen lassen, saß auf und ritt wieder gen Kerns in seine Herberge. Nach genommener

Mahlzeit zahlte er seine Rechnung, gab dem Leutpriester Votiven und sein Almosen, dankte ihm auch seiner Förderniß, Mühe und Arbeit, sowie dem Wirth und der Frau Wirthin ihrer guten Herberge. Darnach stieg er mit seinem Knecht und den Schiffleuten wieder das hohe Gebirge nieder, saß in das bereitliegende Schiff und fuhr auf dem See nach Luzern zurück, wo seine Pferde standen.

---

## III.

## Ueber den menschlichen Trieb zur Einsamkeit.

Bruder Klaus blieb in seiner beschaulichen Einsamkeit bei dem Schatten der Bäume an der Melcha zurück; der Junker Hans von Waldheim fuhr mit Pferden und Bedienten durch die Länder, um vielleicht am Abend seines Lebens, des Reisens satt und vom Gesehenen ermüdet, bei der einsamen Vollendung seiner Reiseberichte im Stillen auszuruhen.

Unabhängigkeit und Ruhe scheinen des Menschen höchste Güter zu sein. Oder werden Beispiele, wie Publius Scipio auf seinem Landgut bei Liternum, Cicero in seinem schattigen Tusculum, Horaz in seinem Tivoli, Petrarca auf seinem Felsen bei Vauclüse, Rousseau in seiner Einsamkeit zu Montmorency, jemals aufhören das menschliche Herz zu bezwingen?

Der Mann, welcher große Dinge zu vollbringen im Sinne trägt, begiebt sich in die Einsamkeit, um seine Kraft zu sammeln: selbst dem Stifter der christ-

lichen Religion begegnen wir in der Wüste, ehe er seinen hohen Beruf antrat. Der Mann, welcher in einem stürmischen Leben große Dinge vollbracht hat, begiebt sich in die Einsamkeit, um den Rest der Tage sich selbst zu leben: jener große Verfolger der christlichen Religion, die er für unverträglich mit den Institutionen des Römischen Reiches hielt, der Kaiser Diocletian, nachdem er die Welt bezwungen, legte überdrüssig den Purpur ab und pflanzte Kohl in seinen einsamen Gärten zu Salona.

Es scheint eine sehr verwandte Kraft zu sein, welche den kriegerischen Alexander in die entferntesten Gegenden der Welt und den philosophischen Diogenes in eine Tonne trieb.

Die meisten Menschen kennen weder die Größe der Kräfte, womit sie die Natur begabt hat, noch die Quelle des Glücks, die Jeder in sich selber trägt. Wahrhaft glücklich ist derjenige, welcher die ihm von der Natur verliehenen Kräfte übt, verwendet, kennen lernt (denn man lernt sie nur durch Verwendung kennen) und sich dieser Kraftübung in einem richtigen Verhältniß von Anstrengung und Muse, von Arbeit und Genuß erfreut. Freilich bleibt die volle Kenntniß, Anschauung und Uebung der Kraft in allen Zeiten und Ländern nur den durch Natur und Schicksal in die Höhe gehobenen Menschen vorbehalten; bei den meisten werden Klima, Zeitrichtung und der Entwicklungsweg der Individualität Thätigkeit und Beschaulichkeit, Insich- und Außersich-Leben, Ruhe und Bewegung, Arbeit und Genuß in ein unrichtiges Verhältniß bringen. Doch auch der unter den Rauchschnörkeln seiner Cigarette lungernde Spanier und der müssige Italiener, der am Meeresufer lie-

gend in seinen italienischen Himmel schaut, oder der Nordländer, welcher bei düsterer Lampe Pelzhandschuhe näht und von kaltem Nebelmeer umflossen vor seiner Hütte das Eis aufhackt — wer wollte zu Diesem sagen: gehe dahin! und zu Jenem: gehe dorthin! Jeder nach seiner Anlage und an seinem Ort.

Die Imagination ist die gewaltigste Beherrscherin der Menschen. Sie ist es, welche die Meisten glücklich oder unglücklich macht. Wer wollte jene Nonne in dem Magdalenen-Kloster zu Hildesheim unglücklich nennen, welche eine Hecke von Kanarienvögeln in ihrer einsamen Zelle hegte, und hierin eine Welt fand, welche ihr Herz tröstete und erheiterte, oder wer wollte jenen reichen und gebildeten Abt glücklich preisen, welcher von allen Freuden der Geselligkeit und eines anregenden Umgangs umgeben sich zu einem Gang ins Freie nicht entschließen konnte, weil er in hypochondrischer Laune sich für ein Gerstenkorn hielt und fürchtete, auf der Gasse möchten ihn die Hühner fressen? Eben diejenigen, welche die Menge um ihrer Glücksgüter und gesellschaftlichen Stellung willen zu beneiden pflegt, bewegen sich in einem sonderbaren Zirkel. Der Wunsch zu glänzen und die Flucht vor der Langweile treibt sie in den Strudel der geselligen Vergnügungen; das Gefühl der Leere aber, das sie in der Fülle des Lustgetümmels heimsucht, und der Eckel, welcher den Menschen im Einerlei und im Uebermaß anfaßt, treibt sie aus der Gesellschaft in die Einsamkeit.

Man braucht für dieses namentlich in neuerer Zeit sehr verbreitete Gefühl des Ueberdrusses und der Uebersättigung den Ausdruck Blasirtheit. Doch ist das nichts Neues: die Sache ist sehr alt. Der weise

Salomo, als er ausrief: „Alles ist eitel!“ was war er anders als blasirt?

Rascher Genuß in jüngeren Jahren pflegt ein Vorläufer der freigewählten Einsamkeit im vorgerückteren Alter zu sein. Das beweist uns selbst der heilige Hieronymus, dieser geistreiche Apostel der Einsamkeit, welcher für den Reiz der Weltfreuden, vornemlich für die Schönheit der Frauen keineswegs unempfänglich war, ehe er in die Syrische Wüste floh.

Und gerade derbe, kräftige Naturen befällt gerne dieser Hang zur Einsamkeit. Der heilige Antonius, das Vorbild aller Einsiedler, war ein ägyptischer Bauer, und Pachomius, der erste Stifter von Mönchsorden in der Christenheit, ein ehemaliger Soldat.

Auch fast alle Männer, welche in einem bewegten Leben viel gehandelt haben, ergreift zu gewissen Zeiten ein mächtiger Hang zur Einsamkeit. Das viele außer sich Wirken, zumal wenn es oft mit Widerwillen geschehen ist, bedingt die Sehnsucht zur Rückkehr in sich selbst. Kaiser Karl V., welcher in den religiösen Bewegungen Deutschlands, die ihm widerlich und unverständlich waren, eine so verhängnißvolle Rolle gespielt hat, stieg, nachdem er ganz Europa durch seinen Ehrgeiz und den Lärm seiner Waffen erschüttert, vom größten Thron der Welt herab, um sich durch freiwilligen Entschluß in dem einsamen Kloster des heiligen Justus in Spanien zu vergraben und in kaiserlicher Melancholie die Feier seines eigenen Leichenbegängnisses mit anzusehen.

In den Motiven, aus welchen die Einsamkeit gesucht wird, wird sich die jedesmalige Zeitrichtung spiegeln. Numa gieng einsam auf den heiligen Wiesen und in den Hainen der Götter, um im Um-

gang mit der Nymphe Egeria die Gesetzgebung der Stadt Rom zu entwerfen; Solon, da er der Tyrannei des Pisistratus nicht länger widerstehen konnte, warf seine Waffen auf die Straße, verschloß sein Haus und machte in der Einsamkeit Gedichte auf die leichtsinnigen Athener; Metellus gieng freiwillig in's Exil, weil er das Verenden der in bürgerlichen Zwistigkeiten verblutenden Republik nicht sehen wollte und an den entferntesten Ufern des Ozeans eher Ruhe für sein Herz zu finden hoffte, als in dem durch Bürgerkrieg zerrissenen Rom; im Mittelalter wanderten die edelsten, tapfersten Männer am Abend des Lebens in die Klöster, nachdem sie sich an den Verwirrungen ihrer Zeit satt gesehen und in den ruhelosen Fehden satt gestritten hatten, um Frieden der Seele zu suchen und von Gott die Vergebung ihrer Sünden zu erflehen; der geistige Träger der neuen Zeit, Jean Jacques Rousseau, war ein literarischer Einesiedler, den seine Kraft verließ, wenn er unter Menschen kam oder in den Straßen einer Hauptstadt gieng.

Ob man sich in eine Wüste, ob in ein Kloster zurückzieht, oder in einen einsamen Garten, in ein entlegenes Landhaus flüchtet und die Thüre ängstlich vor jedem Gast verschließt: was ist der Unterschied? Im Grunde nur der Unterschied der Zeiten, der geringeren oder größeren Milderung der Sitten, der mehr oder weniger veränderten Anschauungweise namentlich in den religiösen Dingen. Die Sache an sich aber ist, wenigstens im Wesentlichen, dieselbe.

Freilich sterben die Abderiten nie, welche den unter einem Ahornbaume sitzenden Demokrit für wahnwitzig halten, weil er die Sitten, die Gebräuche,

die Vergnügungen von Abdera nicht theilt und die Meinungen und Witze der Abderiten nicht gut findet.

Der Zug des menschlichen Herzens zur Einsamkeit, sei es um zu arbeiten, sei es um zu ruhen, ist unwidersprechlich, so sehr auch der Satz, daß der Mensch zur Geselligkeit geboren sei, von einer anderen Seite betrachtet, seine Wahrheit hat. Aber jeder innerliche Zug des Herzens wird, wenn er durch den Zwang einer äußerlichen Einrichtung in Methode und System gebracht ist, in der Erscheinung bald zum bösen Spottbild, zur hämischen Carrikatur. Dieß sehen wir klar an den klösterlichen Institutionen. Von jenen Unwürdigen, welche die Klosterräume suchten, nur um ihrer Faulheit zu pflegen und den Bauch zu füllen, kann hier nicht die Rede sein: aber das Mönchthum an sich ist, neben den religiösen und kirchlichen Motiven, hauptsächlich auf jenen Trieb zur Einsamkeit begründet, welcher mitten in der Unruhe am meisten das menschliche Herz bewegt, sei es, daß dieser Trieb in dem Einen ein Zeichen des Falls der Seele, in dem Anderen ein Zeichen ihres Schwunges sei.

Immer wird es durch die Eigenthümlichkeit der Zeit bedingt sein, wenn der Trieb zur Einsamkeit in vielfältigen oder besonders markirten Erscheinungen sich kund giebt. Namentlich in den Zeiten der Auflösung einer überlebten Gesellschaftsordnung, wenn das innerlich unhaltbare Alte äußerlich noch haftet, das Neue mit dem Drang der Nothwendigkeit aus der Eisdecke krachend bricht, aber noch nicht gestaltet ist, pflegt die Menschen ein ganz sonderliches Mißbehagen, ein dämonischer Zwiespalt mit sich und aller Welt, ein quälendes Gefühl des Ueber-

drusses, die Pein einer innerlichen und äußerlichen Nichtbefriedigung, das schale Gefühl der Leere in der Fülle der Erscheinungen und in Folge davon die ganze Manigfaltigkeit der menschlichen Seelenleiden zu befallen.

Das prägnanteste Bild derartiger Zustände wird stets die Zeit des Verfalls des Römischen Reiches bleiben. Männer und Frauen, angeeckelt von überreizten Genüssen, in ihrem Gewissen nervös geängstigt, satt und müde der Welt, verließen damals massenweise ihre Paläste, ihre Reichthümer, den Schauplatz ihrer Lüste, die Stätte ihres gewohnten Daseins, um Alles wegzuwerfen, was sie hatten, und in die Einsamkeit zu fliehen.

Dazu pflegt die Philosophie einer solchen Zeit in den Menschen den Trieb zur Einsamkeit zu nähren. Wie vor der christlichen Zeit die stoische Philosophie in dem gebildeten Römer die Liebe zur Zurückgezogenheit hegte, so war es in den ersten christlichen Zeiten die neuplatonische Philosophie, welche den Hang zur Einsamkeit zu einer wahren Schwärmerei erhob. Wenn schon Plato gelehrt hatte, das Leben des Weisen müsse ein beständiges Bestreben sein, zu sterben oder den unsterblichen Geist vom zerbrechlichen Leibe zu befreien, und der einzige Weg, der zur Gottheit leite, das einzige Mittel, welches die abgefallenen Flügel der Seele wieder wachsen mache, sei Ertödtung der Sinne und Leidenschaften sammt anhaltender Forschung und Anschauung der ewigen Wahrheiten, so erhielten diese Grundsätze später durch die Vermischung der Platonischen Philosophie mit den Lehren des Christenthums eine Ausdehnung, daß diejenigen, welche berufen waren, die Lehrer und Besserer ihres Zeitalters zu sein, nichts Ande-

res als eine Art philosophischer Mönche wurden. Der Mensch, so wurde gelehrt, könne nur durch das Hinaufsteigen zu Gott glücklich werden: zu dieser höchsten Glückseligkeit, zur Wiedervereinigung mit Gott aber könne er nie gelangen, wenn nicht alle Bande aufgelöst werden, welche die Seele an die Materie fesseln. Der Freund der Weisheit bedürfe weder dauerhafter Gesundheit noch der Athletenstärke, um der höchsten Glückseligkeit theilhaftig zu werden: diese könne man vielmehr nicht anders erreichen, als wenn man allmälig in sich alle Leidenschaften ersticke und nichts begehre oder befürchte, über nichts traure oder sich freue, was man nicht in seiner Gewalt habe zu erlangen oder zu vermeiden. Die Anhänger dieser Philosophie bestrebten sich, ihre Seele durch Beschaulichkeit, Enthaltsamkeit, Einsamkeit und körperliche Peinigungen von dem Leibe loszureißen, damit sie schon in diesem Leben näher mit Gott vereinigt werde, und hofften, über das Irdische weggehoben und von Allem gereinigt, was ihnen aus der Welt anhieng, sich im Wesen aller Wesen zu verlieren.

Als in einem späteren Jahrhundert eine starre Schultheologie alle frischen Quellen der Religion verschüttet, die Entartung der christlichen Kirche das allgemeine Bedürfniß einer Reformation geweckt, und die Einsicht in die Unhaltbarkeit der Zustände unter den Menschen ein ähnliches Mißbehagen erregt hatte, wie wir es zur Zeit des Eintritts der christlichen Religion in die Welt oder auch in unsern Tagen wahrnehmen, machte sich neben einer kühlen Verstandesbildung wiederum eine Geistesrichtung bemerkbar, welche mit der neuplatonischen Philosophie

auf's engste verwandt und unter dem Namen der Mystik bekannt ist. Sie war, so wenig man, von einer andern Seite betrachtet, ihre Verirrungen mißkennen darf, ein Labsal für viele edle Herzen, welche sich bei dem nicht beruhigen konnten, was die verdorbene Kirche lehrte. Man stellte Gott und Welt einander entgegen und ein Theil der Mystiker setzte die Selbst- und Welt-Verläugnung darein, daß man Alles in der Welt verachte, allen Umgang, alle Freuden fliehe. Kein Buch der Welt hat einen so unermeßlichen Eindruck ausgeübt, ist so viel gedruckt, so viel gelesen worden, wie das Buch von der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis. In die Zeit des Erscheinens dieses Buches, überhaupt in die Zeiten dieser Mystik fällt das Leben des Bruders Klaus, mit welchem wir uns hier beschäftigen.

Es sollte scheinen, daß in entfernte und einsame Gegenden, wo man die Philosophie nicht einmal dem Namen nach zu kennen pflegt, oder zu Männern in solchen Gegenden, welche nicht einmal lesen und schreiben können, die jeweiligen Zeitrichtungen keinen Zugang finden. Dem ist aber nicht so. Die Richtungen des Geistes einer Zeit liegen, wie man zu sagen pflegt, in der Luft und je feiner ein Mensch organisirt ist, desto empfänglicher ist er für ihre Einflüsse. Sie erreichen ihn mit ihrem geheimnißvollen Anflug, wo er geboren und wie auch seine Schulbildung sein mag; er kann ihnen nicht entweichen, ob er auch mit Hieronymus in die Syrische Wüste flöhe.

Wie aber der Stoiker nur wenige Schritte zum Cyniker, der Neuplatoniker nur wenige Schritte zum Säulenheiligen hat, so hat auch der Mystiker nicht

weit zum bizarren Sonderling und jedenfalls wird in Betreff solcher absondernden Geistesrichtungen jenes Wort immer seine Wahrheit behalten, welches man von dem großen Philosophen Griechenlands erzählt.

Als Diogenes einst in seinem abgerissenen Aufzug über die prächtigen Fußdecken in den Gemächern des Plato gieng, und dabei ausrief: „Ich trete den Stolz des Plato mit Füssen!“ erwiederte der Philosoph: „Ja — du trittst ihn mit Füssen; aber nur durch eine andere Art von Stolz.“

---

## IV.

## Jugend- & Mannes-Alter des Bruders Klaus.

Als der Herzog Karl von Burgund vor der Schlacht bei Nancy, nach deren Ausgang der stolzeste Mann seiner Zeit auf der Flucht einen einsamen und unrühmlichen Tod finden sollte, zu Pferde stieg, fiel ihm seine Helmzier, ein goldener Löwe, auf den Sattel. „**Hoc est signum Dei** (Das ist ein Zeichen Gottes!)“ sagte der Ahnende und ließ sich das Zeichen nicht wieder auf den Helm setzen. Zur selben Zeit lebte in einer einsamen Berggegend des oberen Thales Unterwalden ein Geschlecht, welches ebenfalls einen Löwen im Wappen führte, einen aufrechtstehenden Löwen, der ein Kreuz in seiner Tatze hält. Auch dieses Geschlecht mochte von seinem Wappen denken: **hoc est signum Dei**, und die Geschichte lehrt uns, daß es dieses Wappen nicht umsonst geführt hat.

In Uebereinstimmung mit dem Zeichen seines Wappens hatte dieses Geschlecht, welches in einer stillen Hütte an dem hohen Sachslerberge wohnend sich nach der Sitte des Landes mit Viehzucht und einigem Landbau beschäftigte, den welschen Namen Leoponti, zu deutsch Löwenbrucker. Ursprünglich aus Italien stammend, wie es scheint, wird das Geschlecht schon im eilften Jahrhundert mit einer gewissen Auszeichnung erwähnt und hat in so früher Zeit bereits Aemter und Ehrenstellen in Obwalden inne.

Der Großvater des Mannes, von welchem wir hier erzählen, hieß Niklaus Leoponti oder Löwenbrucker, sein Vater, mit Hemma Robert verehlicht, Heinrich Löwenbrucker, zugenannt von Flu. Der Ort nemlich, wo diese Familie ihr nicht unbeträchtliches Heimwesen hatte, war gemeiniglich nur „an dem Berg" genannt, weil die Güter an den nahen Berg oder Felsen stießen. Fels aber heißt Flueh in dortiger Redeweise und daher kam der Zunamen des Geschlechtes, von Flu oder von Flüe (de Rupe, de Ripa). Dieses Heimwesen im Flueli gehörte in die Pfarrgemeinde Sachslen und seine Besitzer standen von Alters her im Rufe frommer und redlicher Leute und galten bei Nachbarn und allem Volke Obwaldens überall als Träger der altschweizer'schen Sitteneinfalt, welche sich in der Familie am Flüe von Vater auf Sohn seit lange her vererbt zu haben schien. Vater und Großvater hätten, als Mitglieder einer der angesehensten Familien des Landes, ohne Zweifel leichten Zugang zu öffentlichen Würden nach dem Beispiele ihrer Vorfahren gefunden; aber sie scheinen die Ruhe und Abgeschiedenheit auf ihrem Berggut der Bürde der Ehren vorgezogen zu haben.

In dem Jahre 1813 ist durch die Unvorsichtigkeit eines am Dache beschäftigten Arbeiters die Kirche in dem Dorfe Kerns ein Raub der Flammen geworden und durch die Gewalt des herabgestürzten Dachstuhls ein Taufstein in Trümmer geworfen worden, welcher bis dahin den Reisenden als eine besondere Merkwürdigkeit gezeigt zu werden pflegte. Dieser Taufstein verkündete dem Besucher durch eine Ueberschrift, daß der selige Niklaus von Flüe hier die heilige Taufe empfangen habe.

In der Kirche zu Sachslen, zu welcher das Heimwesen im Flüeli gehörte, war ein Todschlag verübt worden; weßwegen sie in's Interdikt gefallen und nach dem geistlichen Recht in ihren Mauern weder eine Messe zu halten noch ein Sakrament auszuspenden erlaubt war. Das am 21. März des Jahres 1417, am St. Benedikts-Tage, geborne Kind mußte darum den krummen und unebenen Weg zur Kirche in das benachbarte Kerns getragen werden und erhielt hier in der Taufe den Namen seines Großvaters, Niklaus.

Das Kind wuchs unter den Einflüssen einer großartigen Natur und der elterlichen Liebe auf. Der Besuch einer Schule war ihm nicht vergönnt und es lernte weder schreiben noch lesen: aber da die Zeit seiner ersten Jugend kaum hundert Jahre von den großen Freiheits-Kämpfen der Waldstätte entfernt lag, ruhte über den stillen Thälern, in welchen seine heimathliche Hütte lag, noch der Geist dieser glorreichen Vergangenheit und im Hause fand der Knabe das Beispiel der Sitteneinfalt, Arbeitsamkeit, Religiosität und Vaterlandsliebe. Denn Religion und Vaterlandsliebe waren ein und dasselbe für diese

von dem Lärm der Welt und ihren Zweifeln abgezogenen Menschen, welche nur mit der Natur, die sie umgab, mit dem Lande, das sie bauten, und mit der Heerde lebten, die sie auf die Weide trieben. Die Lehre aber, welche für ein bildsames Gemüth aus geschichtlicher Ueberlieferung und Anschauung des Beispiels fließt, gewinnt leicht eine lebendigere Wirkung, als die beste Schule zu üben vermag.

Der heranwachsende Knabe pflegte seinen Vater zu allen ländlichen Arbeiten zu begleiten. Mit dem erwachenden Morgen auf den Beinen, theilte er die Mühen des Tages und freute sich der Spenden der Jahreszeit; doch verrieth er schon in frühem Alter ein stilles und abgesondertes Wesen, einen träumerischen Hang zur Einsamkeit und Liebe und Lust zu Dingen, welche andere Menschen in ihren Kinderjahren wenig zu berühren pflegen.

Die lebhafte Phantasie und eigenthümliche Natur, mit welchen der Knabe ausgestattet zu sein schien, offenbarte sich in der besonderen Neigung, welche er für den Reiz des Hirtenlebens hegte.

Die einsame Beschaulichkeit des Hirtenlebens ist der Entwicklung religiöser Stimmungen von je sehr förderlich gewesen. Um Beispiele von Männern anzuführen, welche sich in der Geschichte der Religion durch einen excentrischen Schwarmgeist ausgezeichnet haben, — jener Simeon Stylites, welcher dreißig Jahre auf einer fünfzig Fuß hohen Säule lebte und von seiner einsamen Höhe herab Christen aus allen Gegenden betend zu den Füssen seiner Säule liegen sah, war ein Schäferjunge gewesen; Mahomed hütete eine Heerde, als er in träumerischem Stillleben über den

großen Dingen sann, durch welche die Welt zu erschüttern er berufen war.

Zwei Jugendgenossen von Nikolaus, Aerni Rorer und Aerni Anderhalden von Sachslen, welche von den Knabenjahren an „allwegen bei Bruder Klausen gewandelt und bei vierzig Jahren seine heimlichen Gsellen und gute Nachbarn gewesen sind,“ haben in hohem Greisenalter folgendes Zeugniß über den vor ihnen gestorbenen Jugendgespielen abgelegt: „Er war allwegen ein züchtiger, gütiger, tugendlicher, frommer, wahrhafter Mensch gewesen, der niemand erzürnte, und wenn wir ye von Acker gangen oder andern Werchen kement, sich allwegen schybe (schied) allein hinder ein Gaden oder sust an ein ander einigkeit (Abgeschiedenheit). Da betete er und ließ uns und ander Knaben laufen, wo sie wollten.“

Dieser Hang zu Abgeschiedenheit und Einsamkeit hatte dem Knaben schon frühe besonders zwei Orte lieb und werth gemacht, das seiner heimathlichen Wohnung ganz nahe gelegene, wilde Bergtobel im Ranft, welches von der schäumenden Melcha durchflossen ist, und das dem väterlichen Gute angrenzende, schwärmerisch reizende Alpgelände im Melchthal, welches mit seinen Schatten den Ermüdeten zur Ruhe, den Phantasiemenschen zum Ausspinnen der goldenen Fäden seiner Träume lockt. Dahin führte der junge Hirte seine Heerde oft und das süße Geläute der Glocken, welche am Hals der weidenden Thiere hiengen, fand in dem empfindsamen Herzen einen klingenden Wiederhall. Hier geschah es, daß er sinnend und träumend manchmal gar seltsame Gesichte hatte, wie ihm denn, als er an der Melcha

seine Heerde weidete, einmal schien, daß er einen hohen schönen Thurm erblicke, dessen Spitze allgemach sich in den Himmel tauchte, welcher blauwogig über dem Einsamen dahin floß. Dieses Gesicht, welches sich lebendig seiner Phantasie einprägte, deutete er in spätern Jahren dahin, daß der einsame Ort der geradeste Weg zum Himmel sei.

Ob aber auch die Liebe zu einem zurückgezogenen und abgeschiedenen Wesen sich noch so mächtig in ihm entwickelte, so war sein einsames Brüten über einem ungewissen Künftigen doch nicht düster und finster, sondern er zeigte sich im Umgang mit seinen Jugendgespielen als einen guten Gesellen von heiterer, offener und freundlicher Gemüthsart, und ob er auch zur Feierstunde, wenn die Sonne am Scheitel der Alpen hinabsank, von der Feldarbeit heimkehrend meistens allein hinter dem munteren Reihen der Genossen einherschlich oder auch, wenn sie seiner nicht achteten, plötzlich verschwand, um dann später als alle andern zu Hause einzutreffen, so liebten sie doch den träumerischen Jungen mit den tiefschwarzen Augen und hielten das aparte Wesen seiner sonderlichen Art zu gut.

Zum Jüngling herangewachsen, hieng er mit schwärmerischer Liebe an den Schönheiten und Freiheiten des stillen Alpenthales, in welchem er geboren war und mit der Natur lebend, webend, den Boden bauend, die Heerde weidend, in den süßen Empfindsamkeiten einer frommen Einfalt den goldenen Traum der Kindheit verlebt hatte. Seine Religion bestand in einer gläubigen Anhänglichkeit an die Gebote der Kirche, deren Schooß ihn genährt und erzogen hatte, verbunden mit einem schwärme-

rischen, nach mystischer Ruhe gerichteten Sinn und gemischt mit der geschichtlichen Erinnerung an den heiligen Bund der Männer im Rütli, welche an einsamer, geheimer Stätte mit auferhobenen Händen zur Freiheit ihres Heimathlandes geschworen und durch die Kraft des fortwirkenden Schwurs einem gering geachteten Hirtenvolke einen Heldensinn eingepflanzt hatten, wie die Welt kaum zum zweiten Mal gesehen hat.

Es will uns scheinen, daß die Begierde einer raschen Aufklärung, welche das jüngste Jahrhundert durch einen gewissen Fanatismus des Verstandes beherrscht hat, vielfach außerhalb der Einsicht in die geschichtliche Thatsache gelegen war, daß (vielleicht nur die erste französische Revolution ausgenommen) in allen Zeiten, wo die Völker große Beispiele des Heldensinnes und der Aufopferung aufstellten, Religion und Vaterlandsliebe zwei unlöslich verwachsene Blätter an demselben Zweige waren. Auch der gewaltigste Mensch ist ein Simson mit abgeschnittenen Haaren, wenn er der Ideale verlustig gegangen ist; denn alle Quellen der männlichen Kraft und des aufwärts tragenden Schwungs haben ihren Ursprung in dem Sonnenglanze jener unerklärten Thäler, deren dunkle und schattige Gedankenhaine die materialistische Klugheit als dumme Jugendeselei zu verlachen pflegt. Je ferner dem Manne die silbernen Glocken seiner jugendlichen Ideale liegen und je unhörbarer sie allgemach in des Lebens Stoß und Drang verklingen, desto dumpfer läutet sich alle jene Thätigkeit zum Untergang, welche den Menschen zum Menschen macht und über den Broderwerb des Tags erhebt. Das Ideal des Volkes aber hat seit-

her in den langen Zeiträumen der Geschichte stets-fort einer religiösen Sphäre und Färbung bedurft und unter heidnischen wie christlichen Völkern sind immer die Zeiten die größten gewesen, wo die Religion zur Vaterlandsliebe, die Vaterlandsliebe zur Religion geworden war und die nationale Attraktions-Kraft die verschiedenen Ausstrahlungen des Geistes in den gemeinsamen Ring einer unlösbaren Verwandtschaft gesammelt hatte. Mit seiner Religion ist Griechenland gesunken; mit seiner Religion fand die Ewigkeit Roms ein Ende; der trockne Fanatismus des lutherischen Lehrbegriffes hat Deutschland entzweigebrochen und die Schulphilosophie unsrer Tage ist zur Heimath jener Zwittergeister geworden, welche an lügenhafte Reformen appelliren, um das Recht der Revolutionen zu läugnen, und sich behäbig in einem Schneckenhäuslein von Entwicklungsformeln eingerichtet haben, um das Rauschen der Adlerflügel über ihnen nicht zu hören. Wenn jetzt der Zug der Geister überall nach den Spuren der Erfahrung geht und die Naturwissenschaften z. B. Schritt für Schritt die Metaphysik verdrängen, um freilich nach jeder Gebiets-Eroberung wieder an einem Punkte anzukommen, wo die Metaphysik beginnt, sollte dieser kerngesunde Zug unseres Zeitalters sich nicht auch dahin wenden, den Verstandes-Abstraktionen, von welchen wir uns zu unserem nicht geringen Schaden in politischen und religiösen Dingen lange genug beherrschen ließen, durch die Hinweisung auf die geschichtlichen Wirklichkeiten eine maßhaltende Begrenzung zu geben? Niemand sei so frevelhaft, den Forschungen der Wissenschaft einen Damm setzen zu wollen; aber auch Niemand so thöricht, dem Volke, das durch Naturanlage

Poesie und Ideal in historisch-religiösen Schwingungen und Tönen findet, die Pistole freigeisterischer Aufklärung auf die Brust zu setzen! Die Kritik hat ihr ewiges Recht; aber die praktische Nutzanwendung dieses Rechtes muß in der Schule der geschichtlichen Erfahrungen ihr Maaß erhalten. Oder was soll der Eifer eines gelehrten Stümpers im Angesichte des einfältigen Mannes, welcher in seinem Glauben die Ruhe seines Lebens, den Frieden seiner Seele findet, was will er im Angesicht des Tapfern, welcher in der Anschauung eines historischen Bildes ohne Phrase in den Tod zu gehn bereit ist? Das weiße Kreuz ist für den Schweizer ein Symbol wie seiner Religion, so seiner Vaterlandsliebe; er schaut das glorreiche Zeichen mit einer dunkeln Mischung der Gedanken an den heiligen Erlöser der Menschheit von ihren Sünden und an die tapfern Erlöser seines Vaterlandes von der Knechtschaft. Alles wahrhaft nationale Leben scheint seine Wurzel in einer derartigen Mischung religiöser und vaterländischer Vorstellungen zu haben, und das Ankämpfen gegen dieselben kann bei denkenden Köpfen nur in den Kosmopolitismus ausschlagen. Das Gegenseitigkeits-Verhältniß der religiösen und patriotischen Erregungen im Volke aber scheint seine gehörige Würdigung noch keineswegs gefunden zu haben.

Als Niklaus in seinem zwanzigsten Jahre stand, brach jener wilde, unter dem Namen des alten Züricherkrieges bekannte, acht Jahre andauernde Bürgerkrieg aus, welcher die von den äußern Feinden unbezwungne Eidgenossenschaft durch die Schuld ihrer eigenen Söhne an den Rand des Abgrunds führte. Niklaus war, laut allen Ueberlieferungen,

die wir haben, ein schöner, großer, schlanker, an Leib und Gemüth unverdorbener Jüngling, stark an Gliedern und männlichen Herzens. Mit den übrigen Eidgenossen stand auch Unterwalden in der Fehde gegen das Oestreich zugewandte Zürich, und da in Kriegsfällen Alle, welche in das Feld taugten, in Rotten eingetheilt, wie man die heimathlichen Auszüge nannte, und mit Gewehr versehen wurden, ward auch der junge Mann zu den Waffen gerufen. Ein so gehorsamer Sohn der Kirche, daß er an Fast-Tagen nichts Anderes zu sich nahm, als ein Stücklein Brod, etwas dürre Birnen uud einen Trunk frischen Quellwassers, war er ein nicht minder ergebener Sohn seines Vaterlandes, folgte willig der Fahne als ein Mann, der an Körpergröße und Kräften seines Gleichen suchte, wohnte fast ununterbrochen diesem langwierigen, ersten einheimischen Kriege bei, focht in verschiedenen Zeitläufen am Etzel, zu Freienbach und bei Baar, zeigte sich überall als ein muthvoller und tapferer Soldat, und soll selbst zu dem gräßlichen Kampfe an der Sihlbrücke, wo der Bürgermeister Rudolf Stüssi fiel, unter den Mauern der Stadt Zürich erschienen sein.

Nach Beendigung des Züricherkrieges verehlichte sich Niklaus von Flüe mit Dorothea Wyßling, der schönen und jugendlichen Tochter eines alten und angesehenen Geschlechtes in seinem Heimathlande. Auch als verheiratheter Mann nahm er an zwei Kriegszügen Theil: in beiden kämpfte er gegen die Oesterreicher. Der erste dieser Feldzüge geschah bald nach dem Ende des Zürcherkrieges. Die Völker der Waldstätte hatten mit fünfhundert Glarnern, welche unter ihrem Landammann Jost Tschudi standen, einen

Streifzug in die Grafschaft Sargans gethan und waren auf ein bei sechstausend Mann starkes österreichisches Corps unter dem Ritter von Rechberg gestoßen. Unter dem Rufe „St. Fridolin und Gott mit uns!“ warfen sie den an Zahl übermächtigen Feind durch einen kecken Angriff bei Ragatz über den Rhein zurück. Es waren vierzehn Jahre nach dieser Schlacht, während welchen Niklaus von Flüe mit Kindern wohl gesegnet worden war, als er in dem wider den Erzherzog Sigmund von Oestreich ausgebrochenen, sogenannten thurgäuischen Krieg noch einmal die Waffen ergriff. Er stand in diesem Kriege unter dem Befehle des Landammanns Johann Wirz von Obwalden, anfänglich als Fähndrich, hernach als Rottenmeister, eine Charge, durch welche ihm die Leitung eines Haufens von hundert Mann anvertraut war, und trug aus dem Streite, als Preis seiner Tapferkeit, eine goldene Schaumünze davon.

Wird von Niklaus schon im Züricherkriege neben seiner soldatischen Bravour die fromme Milde und Leutseligkeit gerühmt, mit welcher er seine Gefährten von Räubereien, Plünderungen und Grausamkeiten abzuhalten suchte, so finden wir aus dem Thurgauer Kriege eine Thatsache berichtet, welche jene Menschenfreundlichkeit in ein spezielles Licht setzt.

Die zurückgeworfenen Oestreicher hatten sich nach dem Falle von Dießenhofen in das nahegelegene Kloster St. Katharinenthal geflüchtet, um von hier aus im Falle der Noth das jenseitige Ufer des Rheins zu gewinnen. Die Eidgenossen beschlossen, Feuer in das Kloster zu werfen, um die Flüchtigen herauszutreiben. Diese Maßregel schien durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigt. Da warf sich der Rotten-

meister Niklaus von Flüe auf die Kniee vor dem Bilde des Gekreuzigten, gieng dann, durch das Gebet ermuthigt, zu den Hauptleuten, bat um Schonung des Klosters, in welchem sich der Feind unmöglich halten könne, eilte, als sein Fürwort des Eindrucks auf die Hauptleute nicht verfehlt hatte, persönlich auf den Schauplatz der begonnenen Verwüstung, wehrte der schon auflodernden Flamme mit eigener Lebensgefahr, riß einzelnen Soldaten die Brandfackeln aus der Hand und rettete durch seine Standhaftigkeit das Kloster vor dem Untergange. Man hat in St. Katharinenthal das Kruzifix, vor welchem Niklaus gebetet haben soll, den Reisenden lange als eine Merkwürdigkeit gezeigt.

Schon zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts begegnen wir dem verderblichen Reislaufen; denn Karl VII. von Frankreich hatte viele Eidgenossen in seinen Sold genommen. So viel soldatische Uebung aber Niklaus von Flüe durch die langjährigen Kriegsdienste erworben haben mochte, an einem Kriege außerhalb seines Vaterlandes hat er keinen Theil genommen; vielmehr wird erzählt, daß er seine Landsleute schon damals vor den Gefahren ausländischer Lohnkriege gewarnt und abmahnend ausgerufen habe: „Meidet fremde Herren, ihre Gaben und Dienste, und glaubet meinen Worten, ehe sie unnütz sind!"

Aus dem Felde in den Schooß seiner zahlreich angewachsenen Familie zurückgekehrt, lag Niklaus von Flüe, der väterlichen Sitte folgend, nach wie vor seinen ländlichen Beschäftigungen ob. Der frühe Morgen sah ihn, begleitet von seinem ältesten Sohne Johann, nach der Bergmatte hinziehen, wie sein

Gut im Melchthale hieß, um des weidenden Viehs zu warten; der Nachmittag traf ihn auf seiner Wiese im Melchi und sein jüngstes Töchterchen saß spielend auf dem Wiesenteppich, während der Vater seine Arbeit in stillem Fleiß vollzog; den Abend erwartete er vielleicht an den wilden Triften und Abhängen des Melchthals, an welchen er einsam mit seinen Gedanken auf- und niederstieg.

Ein tapferer Soldat im Felde, ein frommer Landmann in seinem heimathlichen Thale konnte er der Aufmerksamkeit seiner Mitbürger nicht entgehen. Nicht lange nach seiner Rückkehr aus dem Thurgauer Kriege wurde er zum Landrath und Richter des Kantonstheils Obwalden gewählt, und obwohl er sich anfänglich gegen die nichtgesuchte Ehre sträubte, trat er das Amt doch an, in der Volksstimme eine Fügung des Himmels erkennend. Fortan war er, einen Zeitraum von neunzehn Jahren hindurch, im Rathssaale stets ein warmer Vertheidiger der alten Freiheiten und Rechtsame seines Volkes, in der Gerichtsstube ein standhafter und unparteiischer Richter, welcher sich des allgemeinen Vertrauens seiner Landsleute erfreute. Er selbst hat über sein Verhalten in den öffentlichen Geschäften gegen seinen Freund, den Pfarrer Heinrich im Grund zu Stans, ein Geständniß abgelegt, welches den offenbaren Stempel der Wahrheit an der Stirne trägt. „Ich bin,“ sagte er, „von Gott mit einem guten Verstand begabt und in Geschäften des Vaterlandes viel zu Rathe gezogen worden; habe auch manches Urtheil und Gutachten gegeben: kann mich aber nicht erinnern, daß ich in Urtheilen etwas wider mein Gewissen gehandelt hätte; habe auch nie auf eine Person

gesehen und bin niemals von dem abgewichen, was Rechtens war." Jene glückliche Vereinigung von Einfalt und Einsicht, welche man in der Schweiz so häufig auch bei dem gemeinen Manne trifft, ist — die Einfachheit des Staatshaushalts und Liebe zum Vaterland vorausgesetzt — die beste Bürgschaft für eine zweckmäßige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; denn der gesunde Menschenverstand, erfüllt und gehoben von den staatsmännischen Traditionen der Republik, löst oft auch die verwickeltsten Geschäfte schneller und leichter, als die das künstliche Laufen im Zickzack liebende Gelehrsamkeit des Fachmanns.

Aber so wenig als den Soldaten unter dem Zelte und im Schlachtlärmen, verließ den Träger der bürgerlichen Würden in Rathssaal und Gerichtsstube die eigenthümliche Richtung des Geistes, welche den sein Vieh an den einsamen Triften des Melchthals weidenden Hirtenknaben ausgezeichnet hatte. Der Landrath und Richter Niklaus von Flüe stand nicht selten mitten in der Nacht von seinem Lager auf, um nach der unfern gelegenen alten Landeskirche zu St. Niklaus unter den Bänken, am Schattenberg, zu wandern und dort, von Zeugen unbelästigt, sein Gebet zu verrichten. In seinem Hause war er wie ein Patriarch, der mit dem Uebergewicht einer Würde, an welche sich keine Widerrede wagte, die Zeit des Tages für alle Hausgenossen in den Dienst Gottes und die Geschäfte der Wirthschaft eintheilte. Nach der Arbeit des Tages pflegte er zur Feierstunde um sich alle Kinder und Hausgenossen zu versammeln, mit ihnen ein Gebet zu sprechen und sie dann, unter Segen und Gottesgruß, zur Nachtruhe zu entlassen. Am frühen Morgen mit den übrigen Haus-

genossen zur Arbeit sich erhebend, gieng er auch am Abend, zugleich mit den Hausgenossen, zu Bette, wie man aus dem Zeugnisse ersieht, welches sein ältester Sohn Johann in späteren Jahren als Landammann über ihn abgelegt hat. „Mein Vater," zeugte der Landammann, „ist zwar immer mit seinen Kindern und Hausgenossen schlafen gegangen; aber gar oft habe ich gehört, daß er in der Nacht wieder aufstand und in der Stube bis am Morgen betete."

Das Gebet, welches Niklaus von Flüe in diesen einsamen Andachtsübungen am liebsten zu sprechen pflegte, ist noch erhalten und, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, zur Beurtheilung des Mannes sehr wesentlich. Es lautet folgendermaßen:

O mein Gott und mein Herr! nimm alles von mir,
was mich abwendet von dir.
O mein Gott und mein Herr! gib alles mir,
was mich fördert zu dir.
O mein Gott und mein Herr! nimm mich mir,
und gieb mich ganz eigen dir.

In Berg und Thal des Ortes Unterwalden galt der Landrath und Richter Niklaus von Flüe als das Muster eines Eidgenossen nach der Väter alter Weise und es war ein natürlicher Ausfluß der öffentlichen Achtung, die er bei allem Volk genoß, daß man ihn zu wiederholten Malen an den Landsgemeinden bat, die oberste Landes-Würde, das Amt eines Landammanns zu übernehmen. Aber dieser Ruf der höchsten Ehre in seinem Heimathlande fand in ihm einen Widerstand, wie man von seinem sanftmüthigen Charakter kaum erwartet haben mochte. Die Erklärung, die er gab, daß er Alle, welche fortfahren, ungestümm mit Ehren in ihn zu dringen, als

Feinde seiner Ruhe und Denkungsart betrachten müsse, verräth eine gewisse Reizbarkeit und in der That trat sein inneres Wesen dem Wendepunkte immer näher, daß er nicht allein die seither getragenen Würden niederzulegen wünschte, sondern sich auch in gänzliche Abgeschiedenheit zurückzuziehen entschloß.

Es wird erzählt, ein wichtiger Rechtsstreit habe eines Tages dem richterlichen Entscheide vorgelegen; die Parteien seien in Leidenschaftlichkeit, die Richter in Parteilichkeit entzündet gewesen; mißtrauisch habe in der Gerichtsstube Einer den Andern ins Auge gefaßt, und da man endlich zur Sammlung der Stimmen geschritten, habe es dem Landrath Niklaus von Flüe geschienen, daß einigen Richtern, als sie absprachen, schwefliche Flammen aus dem Munde hervorgebrochen seien.

Wie dem sei, so viel ist gewiß, daß ein ungerechtes Urtheil, dessen Fällung er anwohnte, den bald fünfzigjährigen Mann vermochte, seine Entlassung vom Amte zu begehren, dem öffentlichen Leben zu entsagen und einen Schritt zur Ausführung zu bringen, mit dessen Erwägung er sich manchmal schon beschäftigt haben mochte.

---

## V.

## Ueber den Entschluß des Bruders Klaus, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Wer, der lange von der Geschichte des Tags regiert war, hätte nicht die Sehnsucht nach einer Lage empfunden, in welcher er selbst den Tag regiere?

Wer, der schon mit öffentlichen Angelegenheiten sich beschäftigt, hätte nicht die Bitterkeit gefühlt, von dem eiligen Urtheil der Menge sich jetzt unvernünftig hochgeschätzt, jetzt unbillig verachtet zu sehen? Wer, der Ruhe und Freiheit liebt, hätte nicht zumal in dem Alter, wo die Rose des Lebens ihre Blätter mächtig zum Abfall senkt, weltsatt aus dem Getümmel des Tages nach der einsamen Rückkehr in sich selbst verlangt? Der Kunst aber, mit sich selbst zu leben, wird am besten ein Mann theilhaftig sein, welcher entweder für seine Zukunft große Zwecke vorhat oder in seiner Vergangenheit Bedeutendes erlebt hat.

Was hatte Niklaus von Flüe erlebt? Die namhaftesten Schriftsteller der Schweiz setzen den National-Charakter ihres Volkes in eine der größten, wie der schrecklichsten Dinge fähige Kraft, der gewaltigen Natur des Landes entsprechend, ebenso in eine rauhe Wildheit, wie in eine biderbe Herzensgüte. Die Kindheit des Mannes, dessen Leben wir schildern (und die Eindrücke der Kindheit sind in jedem bildsamen Menschen unverwischlich), ist von der Milch der alten Schweizersitte gesäugt; der Knabe, umgeben von allen Lieblichkeiten und Schauern der Natur, lag an der Brust der frommen Einfalt und hartgewöhnten Freiheitsliebe seiner Väter und der Scheitel seines Lebens war in den Goldfluß der Erinnerungen an jene großen Kämpfe getaucht, deren Geschichte für die Eidgenossenschaft den Charakter einer Religion erhalten hat. Aber bis zum Eintritt seines waffenfähigen Alters hatte sich die Lage des Vaterlandes so unmerklich als verhängnißvoll geändert; das Glück der Waffen gegen den äußern Feind

gefährliche Gährungen im Innern vorbereitet und die verminderte Furcht vor dem österreichischen Pfauenschwanz einer bösen Eifersucht der verbundenen Orte gegen einander Raum gemacht. Der Städter an der Limmat sah „schalklich“ (spöttisch) auf die Bauern, welche in ihren entlegenen Bergen die Kühe hüteten; der Bauer der Waldstätte schlug übermüthig auf den Kübel, lachte der Gräben, welche der kluge Städter um seine Mauern gezogen hatte, und nahm für sich den Ruhm des Vergangenen in Anspruch. Der Grundsatz kam in Abgang, daß man nur Freunde, keine Unterthanen haben wolle; man suchte sich auszudehnen und die erworbenen Herrschaften abzurunden; die Vaterlandsliebe zog sich in den Kanton zurück, dem man angehörte, und mit dem Aufkommen des Kantonsgeistes hatte man aufgehört, in der Vergrößerung der Macht eines Ortes nur die vergrößerte Macht der Eidgenossenschaft zu sehen, und schaute sich gegenseitig mißtrauisch und eifersüchtig auf die Finger. Derselbe Sondergeist, welcher in Deutschland durch die Festsetzung der Territorialgewalten seinen Ausdruck gewann, hatte in der Schweiz durch die Entwicklung der kantonalen Eifersucht Raum gefunden. Das Lebensprinzip der Eidgenossenschaft war von einem solchen Geiste bis ins Mark bedroht.

Es ist hier nicht der Ort, die Gräuel des Bürgerkrieges zu schildern, welcher an dem Erlöschen des Mannsstamms von Toggenburg und dem Streite über die Toggenburg'sche Erbschaft seinen Ausgang nahm und bis zur rachenehmenden Vereinigung aller Eidgenossen wider das mit Oestreich verbundene Zürich vorschritt: aber vergegenwärtigen wir uns einige jener Scenen, wie sie im Gefolge von Bür-

gerkriegen zu erscheinen pflegen, welchen Eindruck mochten sie in einem Manne hinterlassen, wie Niklaus von Flüe, dessen frommer und einfältiger Sinn, unberührt von der beginnenden Verderbniß, im Geiste jener Männer gebildet war, welche den Schwur im Rütli gethan hatten? War er vielleicht dabei, als die verwilderten Schaaren nach der Schlacht an der Schanze auf dem Hirtzel in die Kirche zu Horgen fielen, die betenden Weiber schändeten, die Cruzifixe durchstachen, die Sakramente verschütteten? Hatte er es gesehen, als die Wüthenden sich hinter den Leutpriester stellten, der eben Messe hielt, und sprachen: „Jetzt betet der Pfaffe, singt von Oesterreich und ruft den Pfauenschwanz an?" Hatte er es gehört, als sie das Marienbild anriefen: „Gott grüß dich, Frau Metz, was thust du da?" und dasselbe aus den Kirchen der Züricher stießen? War er Zeuge jener Bluttaten, als Eidgenossen sich das ausgeschnittene Herz des Züricher Bürgermeisters Stüssi wie einen Ball zuwarfen, mit den Zähnen zerbissen, an der Sihlbrücke in Stücke zerhackten und in den Fluß zerstreuten, war er Augenzeuge gewesen, als sie die Rücken erschlagener Feinde zu einem Tische, verblutete Leichname zu einem Sitze machten, um an dem gräßlichen Tisch zu zechen, von dem gräßlichen Sitz die Flammen zu überschauen, welche aus den benachbarten Dörfern zum Himmel loderten? War er dabei, als Ital Reding, Landammann von Schwyz, an der züricher'schen Besatzung von Greifensee eine so schreckliche Rache nahm, daß die Wiese das vergossene Blut nicht zu schlucken vermochte, der Scharfrichter ermüdete, das Volk an der bluttrunkenen Stätte, welche die Hervorbringung von

Pflanzen versagte, viele Menschenalter hindurch klagende Geister und irre Schatten zur Mitternachtstunde zu bemerken glaubte und bei Unglücksfällen, welche das Vaterland trafen, ausrief: „O Greifensee, rauh ist dein Rach!"

Niemand wird den tiefen Eindrücken solcher Begebenheiten entfliehen: gewiß pflanzten sie in Niklaus von Flüe einen Schauer des Gemüthes, welcher ihn Tag Lebens nicht verließ.

Und doch — trotz solcher Scenen einer unmenschlichen Wuth, trotz der eingebrochenen Verwilderung der Sitten, trotz der blutigen Zerrissenheit des Vaterlandes — was hatte er in der wider die Oesterreicher gelieferten Schlacht von Ragatz gesehen? Unter dem Aufblick auf ihres Heiligen, St. Fridolin's, Banner waren die Schaaren in fester Ordnung, stark und still in den Feind gefallen; hatten den Tag des Sieges, als einen Rettungs-Tag der Eidgenossenschaft, „Gott, Maria mit ihrem Kindli und auch dem Heiligen St. Fridli" zu Ehren ewig zu feiern beschlossen, und wie zur guten, alten Zeit zogen Schlachtensänger in den helvetischen Landen umher, die bewiesene Tapferkeit zu preisen.

Solche Zeichen des alten, eidgenössischen Sinnes mußten die Liebe zum Vaterlande und die Hoffnung auf die Wiedergeburt desselben in einem Manne aufrecht halten, welchen der Anblick der wilden und blutigen Zeichen des Verfalles aufs tiefste verwundet hatte. Eine derartige Mischung von Zorn und Liebe, von Hoffnung und Schmerz um das gemeine Wesen pflegt in Zeiten, wo das Alte aus den Angeln zu weichen und die Tugend der Väter ein Mährchen geworden scheint, das Beispiel von Män-

nern zu erwecken, welche sich aus der Verderbniß und dem Schwanken der Dinge in die Strenge einer isolirten Stellung znrückziehen, das Neue mit fast bizarrer Hartnäckigkeit von sich stoßen und ihren Zeitgenossen ein Muster der alten, mit der verwandelten Zeit verschwundenen Tugenden aufstellen. Mag man Cato oder Brutus den letzten Römer der republikanischen Zeit nennen, beide nehmen sich wie die einsamen Zacken eines Gebirgsfelsen aus, der fast fremden Ansehens in ein umgewandeltes Zeitalter hereinschaut und den Eindruck der Ruine macht. Cato und Brutus, beide große Männer und erhabenen Geistes, aber beide an den Sonderlichkeiten der Isolirung leidend, stürzten sich in ihr Schwert, um einer Welt zu entfliehen, welche keinen Raum mehr für ihre Ideale hatte.

Etwa wie Cato den letzten Römer der republikanischen Zeit, so möchten wir Niklaus von Flüe den letzten Schweizer jener alten Eidgenossenschaft nennen, welche sich in den geistigen Kreisen der Männer im Rütli hielt. Mit dem Züricherkriege hatten nach innen, mit den Burgunderkriegen nach außen alle Dinge der Eidgenossenschaft sich geändert; die Sitten, die Religionsbegriffe, die Weltanschauungen eine völlige Umwandlung erfahren; schon begegnet man überall den Spuren der hereinbrechenden Reformationszeit. Niklaus von Flüe aber ist mitten unter diesen Umwandlungen ein Katholik im alten Styl; ein Christ und Patriot nach der Väter Weise; ein Soldat, Volksbeamter und Landmann, wie in alten Zeiten; ein Patriarch in seiner einsamen Berghütte nach dem Herzen der Vorfahren voll Einfachheit und Sittenstrenge, welcher die Hellebarde neben

der Sense, das Schwert neben dem Rosenkranz, den Eidstab neben dem Hirtenstabe führt. Hochgeehrt von seinen Zeitgenossen, welche wohl ihre eigene Entartung kennen und in dem Manne so volksthümliche Sitte und Denkungsart ein Bild der besseren Tage des Vergangenen schauen, findet er sich selbst im Widerspruche mit seiner Zeit, welche in ungestümem Drange über das Alte hinauszuschreiten trachtet und in theilweise wilden Verirrungen nach dem Neuen stellt. Cato, dieser letzte Römer im alten Styl, stößt sich nach antiker Weise das Schwert ins Herz, Niklaus von Flüe, dieser letzte Eidgenosse im alten Styl, vergräbt sich nach christlicher Weise lebendig in einer Klause: beide um den Widerspruch zu lösen und in der Umwandlung aller Dinge sich selber treu zu bleiben.

Wie Hans von Waldheim in seinem Reiseberichte, so heben auch andere zeitgenössische Beschreibungen mit einer gewissen Auszeichnung hervor, daß der Bruder Klaus „eine gar feine, liebliche deutsche Sprache" geredet habe. Mochte er die in den schweizerischen Landgemeinden seltene Uebung durch Verkehr auf seinen langjährigen Kriegszügen erlangt oder in seinem heimathlichen Alpenthal durch anderweitige Berührungen erworben haben, an welche zu denken wohl erlaubt sein dürfte?

Wie in neuen Zeiten politische Flüchtlinge, sogenannte Hochverräther, so hat die Schweiz das ganze Mittelalter hindurch religiöse Flüchtlinge, sogenannte Ketzer beherbergt. Verfolgte religiöse Meinungen haben sich von jeher gerne in die Gebirge geflüchtet und so waren aus Ungarn, Böhmen, Deutschland und Italien zahlreiche Schaaren in die Schweiz ge-

drungen. Namentlich Lollharden, Begharden, Beguinen oder wie sonst die Sekten heißen mochten, fuhren mit ihren Eseln und Bettelsäcken auf den Straßen, bauten ihre einsamen Hütten in den dichten Waldungen an den Gebirgen oder richteten in den Städten Häuser für Arme, Wanderer und Kranke auf. Der Samen, welchen solche Sekten ausstreuten, fiel in der Schweiz niemals auf einen unfruchtbaren Boden; die wunderbar gewaltige Natur, das einsame und abgezogene Leben sei es des Hirten auf der Alp, sei es des Bauern in dem Thal, überhaupt die fast allen Bergvölkern gemeinsame Naturanlage scheint die Neigung zu geheimen Lehren und verborgenen Gesellschaften zu begünstigen. Daß auch Niklaus von Flüe mit solchen oft aus weiter Ferne in die Schweiz gewanderten Religiosen in Verkehr gekommen, dürfte sein vertrauter Umgang mit dem aus Norddeutschland gebürtigen Bruder Ulrich beweisen, von welchem wir weiter unten reden werden.

Bei der Liebe zur Beschaulichkeit, welche das Hirtenleben in den Alpen nährt, konnte es nicht fehlen, daß die Mystik der Zeit auch dahin ihren Zugang fand. Hier wo die Schule des Menschen im Einathmen der freien Bergluft und in der Anschauung des Sternenhimmels bestand, war kein Ort für die Verstandesdürre scholastischer Spitzfindigkeiten und die Herzenskälte der unfruchtbaren Methode gelehrter Theologen: vielmehr mußte der Gegensatz der Scholastik, die Herz und Phantasie übervoll beschäftigende Mystik, fast von selbst einen Mann beschleichen, welcher von Natur zum Insichleben geneigt, vom ersten Jünglingsalter an bis zu seinem fünfzigsten Jahre handelnd und streitend in Krieg und

Frieden außer sich gelebt hatte, und nun müde der Welt und ihrer Erscheinungen, mit welchen die Strenge seines geistigen Wesens sich nicht vertragen mochte, am Abend seiner Tage sich nach Ruhe sehnte. Jenes Lieblingsgebet, dessen wir oben Erwähnung gethan haben, drückt deutlich das Verlangen nach einem geistlich schauenden Leben aus, in welchem die Seele durch Ledigkeit von allen Fesseln dieser Zeitlichkeit mit Gott zusammenfalle und sich durch die Freimachung von dem Sichtbaren in den Ab-Abgrund des göttlichen Wesens zu versenken trachte. Bei Lebzeit die kothige Wand des Leibes umzuwerfen, welche allein uns hindere, in der Vereinigung mit Gott zu bleiben und ein vergöttlichter Mensch zu sein, den Körper so abzutödten, daß man Schlaf, Speise und Trank um Gotteswillen lasse und jede Stimme der Natur im Dienste einer ungestörten Andacht unterdrücke, in der Selbsterniedrigung und Flucht des geselligen Verkehrs eine Lust zu finden, sich selbst zum Verwiesenen von der Erde zu machen und durch solche leidende, wartende Stille der Seele Gott zu sich herabzuziehen und den Menschen zu vergöttlichen — auf solchen Grundsätzen beruhte es, wenn Thomas a Kempis im Beten, Fasten und Wachen eine größere Thätigkeit sah, als im Handeln in der äußern Welt, und Niklaus von Flüe, entfernt von aller Halbheit, einer Welt, von welcher er sich abgestoßen fühlte, völlig den Rücken kehrte.

Sehen wir genauer hin, so begegnen wir hier einer eigenthümlichen Rache des Geistes, wie sie sich in der Regel an derartigen Männern vollzieht, welche in großartiger Isolirtheit den Richtungen ihres Zeitalters sich entgegenstellen. Darf Niklaus von Flüe

der letzte Eidgenosse in der fromm-tapfern und einfach-strengen Weise der Männer im Rütli, ein Katholik und Patriot im alten Styl genannt werden, so ist doch er es gerade, dessen religiös-vaterländische Stimmungen wir von jenen mystischen Lehren tingirt sehen, welche durch ihren Gegensatz gegen die scholastische Theologie an die Spitze der Versuche einer Sitten- und Religions-Reform zu stellen sind.

---

## VI.

## Abschied des Bruders Klaus von Haus und Hof.

Niklaus hatte zehn Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter. Sie waren größtentheils erwachsen, versorgt und in glücklichen Verhältnissen. Nur das jüngste Kind, ein der mütterlichen Brust bedürftiger Säugling, jener Knabe, welchen der Junker Hans von Waldheim seinem Vater wie aus den Augen geschnitten fand, konnte der häuslichen Pflege noch nicht entrathen.

Der Kampf, welchen die Natur in dem seines Zeitalters satten und nach mystischer Ruhe verlangenden Manne wider den langsam gereiften Entschluß erhob, von seiner Familie zu scheiden und sich in innerer Abstraktion durch Einsamkeit und Enthaltsamkeit mit Gott zu vereinigen, wird von der heiligen Sage nach ihrer Weise durch die mannigfaltigsten Züge geschildert.

Bruder Klaus, tief in Gedanken mit seinem Entschluß beschäftigt, wollte eines Tages die Dornen

aushauen und seine Bergmatte davon säubern. Da kam der Teufel, erzählt die Legende, und warf ihn durch ein Dorngesträuch den Rain hinab, wohl dreißig Schritte weit, in solchem Maaß, daß er in Ohnmacht gesunken nichts mehr von sich wußte. Als er wieder zu sich kam, sah er seinem ältesten Sohne Johann ins Angesicht, welcher auf derselben Bergmatte das Vieh geweidet hatte und herbeigeeilt war, den vom Hügel gestürzten Vater aufzuheben, in die nahe Hütte zu tragen und beim Feuer zu erquicken. „Wohlan in Gottes Namen," sagte der übel zugerichtete Mann nachdenklich und geduldig, „wie hat mich der Teufel abermals so übel gewurschet (geschädigt): doch so will es Gott haben." Also, fügt die Legende bei, thut Gott gewöhnlich seinen lieben Freunden Anfechtung, Sturm und Streit zusenden, damit sie erst gefeget (gereinigt) und hernach gekrönet werden.

Bald hernach saß Bruder Klaus an einem Abhang seiner Bergmatte, sein Vieh weidend und in einsame Betrachtungen versunken. Da hatte er, berichtet die Sage, ein Gesicht, als ob eine Lilie aus seinem Munde hervorwüchse und den Himmel berührte. Indem die Schönheit der Blume ihn ergötzte, fiel sein Auge auf ein überaus wohlgestaltet Pferd, das unter andern Rossen lief, und als der Blick des Betrachtenden auf der Wohlgestalt des Thieres ruhte, bog sich die Lilie aus seinem Munde vom Himmel ab und zu dem Rosse. Dadurch, sagt die Legende, ward er ermahnet, daß sein Schatz im Himmel wäre, diese Schätze aber nicht gefunden werden von denen, die ihr Herz an's Geschaffene hängen und sich um zeitlich Gut und Geiz bekümmern.

Auf eine andere Zeit, erzählt dieselbe Legende weiter, sah Bruder Klaus, nachdem er seine häuslichen Geschäfte vollendet hatte, drei ehrbare Männer von guten Sitten zu ihm kommen: die sprachen ihm tugendlich zu. Der Erste sprach: Niklaus, willst du dich ganz ergeben mit Geist und Leib in unsere Gewalt? Er antwortete und sprach: Ich ergebe mich niemand anders, als allein dem allmächtigen Gott, dessen Knecht ich begehre zu sein und lange begehrt habe. Da thaten sie ob dieser Antwort lachen. Darauf sprach wiederum der Erste: Ist es nun dem also, daß du dich allein Gott angelobt hast, sein Diener zu sein, verheiße ich dir in dem siebenzigsten Jahre deines Alters, daß du von aller deiner Arbeit werdest erlöst werden. Darum ermanne dich, festiglich zu beharren und alsdann werde ich dir geben ein Banner mit einem Bärentappen bezeichnet von wegen deines Sieges.

Diese Sagen veranschaulichen die äußeren und inneren Kämpfe, von welchen sich der unausgesetzt über seinem Entschlusse brütende Mann hin und wieder geworfen sah, die Stimme der Natur, welche sich wider die Abwendung von theuren Geschöpfen und die Abtödtung des Leibes sträubte, die endliche Entscheidung des schweren Kampfes, welche sich in der Aussicht auf die Erreichung großer und sieghafter Zwecke vollzieht.

Nachdem Niklaus schon einige Zeit her sein Haus und Habe zu „verschätzen“ und gering zu achten angefangen hatte, offenbarte er endlich seiner lieben Ehefrau Dorothea das Vorhaben, wie er dieser Welt Gemach und Freude entsagen und eine bequemliche Statt geistlichen Lebens in der Wüste suchen wolle.

Dorothea zeigt sich uns hier als ein verständiges und über den Alltagssinn erhabenes Weib. Sie suchte ihn unter Thränen von seinem Vorhaben abzubringen; aber da sie die Festigkeit des wohlerwogenen Entschlusses sah, sprach ihr eine innere Stimme ein, daß der Herr vielleicht Größeres mit Niklaus vorhabe, und sie willigte mit Ergebung ein, nur die Bitte beifügend, daß er auch die nächsten Freunde und Verwandten über die Sache hören möchte.

Nach uralter germanischer Sitte versammelt sich das gesammte Löwenbruck'sche Geschlecht zu einem Rathe. Sie hörten die Gründe des Anverwandten, den sie wegen seiner Tapferkeit, Einsicht, Redlichkeit, Vaterlandsliebe und Frömmigkeit wie einen Patriarchen ehrten, und widerstanden seinem Willen nicht.

Fortan ordnete Niklaus sein Hauswesen, trug die letzte Sorge für Ehefrau und Kinder, wies jedem derselben sein Erbtheil an (dem drittgebornen Sohne Walther z. B. zwei Matten, im Melchi genannt, als Fideikommiß), und setzte den sechszehnten Weinmonat, St. Gallen-Tag des Jahres 1467, als Zeitpunkt des Abschieds von den Seinigen fest. Es ist dieß dasselbe Jahr, in welchem Philipp der Gute, Herzog von Burgund, verstarb und das Reich seinem Sohne Karl, genannt der Kühne, übergab. Lag vielleicht über dem nervösen Manne, welchen wir zur selben Zeit von seiner Habe Abschied nehmen sehen, in welcher Karl von Burgund in die Herrschaft eintritt, eine Ahnung der dunkeln Dinge, welchen die bald in allen ihren Grundfesten erschütterte Eidgenossenschaft entgegenging? Es ist unzweifelhaft, daß alle Männer, welche die Geschichte zur

Vollbringung großer Dinge berufen will, etwas Prophetisches im Geiste haben und vom Glauben an eine Mission beseelt sind. Sollte Niklaus von Flüe, der zum Retter der Eidgenossenschaft berufen war, bei seinem mystischen Drange nach Abgeschiedenheit nicht der Reiz eines ungewissen Gedankens vorgeschwebt haben, daß der Tag kommen werde, wo er über seinem Volke aus dem Dunkeln leuchte?

Der St. Gallen Tag war da und das entlegene Wohnhaus in dem Alpenthale bot ein dem Seelenkenner immer nahes, lebendiges Bild menschlicher Erregungen. Noch lebte der alte Vater des Niklaus, Heinrich, ein mehr als siebenzigjähriger Greis, um dessen nach menschlicher Vermuthung bald dem Beil verfallnen Stamm die grünen Zweige einer zahlreichen Nachkommenschaft sich rankten. Zu seiner Seite steht Frau Dorothea, in der Einfachheit ihrer Landestracht, doch feinen Angesichtes: sie hält den Säugling in den Armen. Stille wartend, gruppiren sich um die beiden die Söhne, Eidame und Töchter. Da erscheint in dem Kreise Niklaus, Heinrich's Sohn. Er trägt einen langen, braunen Rock von grobem Tuche; das Haupt ist entblößt; die Füße unbedeckt; in der Hand hält er einen gekrümmten Reisestab. Schon zweimal war er von seiner Familie mit Wehr und Waffen ausgezogen, um wider den Feind zu streiten: dießmal will er als ein Mann des Friedens scheiden.

Bei seinem Anblick zerflossen alle Anwesenden in Thränen: er aber grüßte sie ruhig und freundlich.

Ein Mann von langem und geradem Wuchse, von schönem Ebenmaß, von starkem und kräftigem Gliederbau stand er mitten unter ihnen. Er hatte

ein schwarzes, lebhaftes und glänzendes Auge, ein obwohl mageres, doch wohlgestaltetes Angesicht von fast kastanienbrauner Farbe, dünne trockene Lippen und einen Mund mit schön und rein hervorragenden Zähnen, schwarzbraune, gerade und länglicht gescheitelte Haare und einen dunkeln Bart von wenigem Haarwuchs. Wird der Vater, all seiner gewohnten Kleidung ledig, in dem Aufzug eines Klausners von dem Sohn erkannt, der halb Knab halb Jüngling sich weinend an seine Seite drängt und kosend die ergriffene Hand mit Thränen benetzt? Der Knabe trägt des Vaters Namen und ist zum Studium der Gottesgelehrsamkeit bestimmt.

Wird sich der Mann von des Knaben stummem Flehen, von des Vaters grauen Haaren rühren lassen, welcher seines zerbrechlichen Leibs gedenkend, mit Wehmuth den für Arbeit und Kampf erzognen Sohn in dem ungefügen Gewand des Klausners, mit entblößtem Haupte, mit nackten Füssen sieht? Ihrer Aller Augen scheinen bittend an dem Scheidenden zu hangen, daß er nicht aufhören möchte, seines Weibes Hort, seiner Kinder Schild zu sein.

Aber der Entschluß war unabänderlich gefaßt. Indem Niklaus erklärte, daß er einem Rufe Folge leiste, den er an sich ergangen glaube, dankte er den Versammelten für alles seither empfangene Gute, bat um Vergebung der etwaigen Unbill, die er ihnen angethan, ermahnte sie zur Furcht Gottes, zur Liebe und Eintracht und tröstete sie, um seines Scheidens und Schicksals willen ohne Sorge zu sein und Gott walten zu lassen.

Wie hielt da mit leisem Beben Frau Dorothea ihr Kind im Arme, wie ergeben und nachdenklich beugte der Vater Heinrich sein Haupt, wie sinnend stand der

älteste Sohn Johann mit seiner Gattin Elisabeth von Eywil, die er vor kurzer Zeit erst heimgeführt hatte, wie schwärmerisch schaut die erstgeborne Tochter Dorothea, die zur Seite ihres Gatten, des Johann Scheuber von Wolfenschießen steht, zu dem Redenden auf, dessen Entschluß ihr preiswürdig und heilig scheint, und wie laut weinend wendet sich die schüchternere Schwester Katharine mit verhülltem Angesichte ab, um sich dem letzten Gruße zu entziehen!

Nachdem Niklaus in langsamer uud wohlklingender Rede, wie er gewohnt war, seine Eröffnungen an die Versammelten geendet hatte, segnete er sie der Reihe nach, küßte die Gefährtin seines bisherigen Lebens und das Kind, das sie in Armen hielt, dann seine Söhne und Töchter, Eidame und Hausgenossen, und verließ ein Haus, in welchem er ein halb Jahrhundert glücklich verbracht hatte, ohne Gefährten, ohne Reisegeld, ohne Wegzehrung.

Der Streit zwischen der menschlichen Natur, die ihn zurückhielt, und der göttlichen Gnade, von der er sich gerufen glaubte, schien ausgestritten und Weib, Kinder, all seine Haushabe hinter sich lassend gieng Niklaus in das Elend. Was ist zu sagen? Er folgte seinem Sterne.

---

## VII.

## Bruder Klaus sucht nach einer bequemen Statt geistlichen Lebens.

Lebt wohl, ihr heimathlichen Trifte, die ihr das Kind genährt, ihr luftreinen Berge, die ihr des Jünglings Drang gekräftigt, ihr quellenreichen Thä-

ler, die ihr des Mannes Ueberdruß gesänftigt! Wohin strebte er, der Wanderer mit dem gekrümmten Stabe? Ohne sichern Plan ging er von dannen: nur das lag ihm im Sinne, einen verborgenen Aufenthalt zu wählen, und damit es Niemand scheine, als wenn er ein Gleißner wäre, außer Land zu pilgern.

Die Reise führte Niklaus zum Juragebirge, das er in der Gegend überschritt, welche der Hauenstein genannt wird. Es war Abend, als er vor der kleinen Stadt Liestal in der Landschaft Basel stand. Da schienen dem erregten Manne die Dächer, Thürme, Mauern des von der Abendsonne erleuchteten Orts so roth, als ob sie in Flammen wären, und Scheu tragend, in das Städtchen einzutreten, schlug er den Fußpfad nach einer einsam gelegenen Bauernhütte ein. Niklaus vertraute dem einfachen Bauersmanne den Zweck seiner Wanderschaft: dieser aber mahnte ihn, wieder nach der Heimath umzuwenden und die Grenzen der Eidgenossenschaft (Basel war damals dem Bunde noch nicht beigetreten) nicht weiter zu überschreiten. Die Eidgenossen, fügte der Bauer bei, seien in diesen Gegenden nicht sonderlich geliebt und man möchte ihn leicht für einen Vertriebenen aus seinem Vaterlande halten. Des Rathes dankend verließ Niklaus den Bauernhof und legte sich auf offenem Felde zur Ruhe nieder. Im Traume schien es ihm, als ob er, an ein Schiffseil gebunden, mit Gewalt dahin gezogen würde, wo er hergekommen, und als er erwachte, fühlte er einen unsäglichen Schmerz in den Eingeweiden, fast wie man ihm mit einem Messer im Leibe umherführe.

Vom Heimweh getrieben, kehrte der Sohn der Berge auf einsamen Pfaden wieder in sein Vater-

land zurück. Im Dunkel der Nacht in dem geliebten Flüeli angekommen, legte er sich unfern des Hauses der Seinigen zum Schlafe nieder, um mit dem grauenden Morgen des andern Tages nach dem mit himmelhohen Gebirgen umzogenen Melchthal in eine ihm gehörige Alp zu steigen, die im Klüster genannt war. Hier, auf heimathlichem Boden, verkroch er sich in wildes Gesträuch, trug Ranen, Holz und Laub zusammen und erbaute sich zum Schutz vor Wind, Kälte und Regen ein kleines Obdach unter einem Arvenbaume. Seine Lagerstätte war die Erde mit dem darüber gestreuten Laube; sein Polster ein Stein; sein Dach ein Arvenbaum. In dieser Lage brachte er acht Tage zu, aller Welt unbekannt, als er von einigen Jägern, die in dieser wilden Einsamkeit dem Wild nachspürten, entdeckt und aufgefunden wurde. Sie sahen ihn betend und hatten nicht genug Herz, ihn anzureden; brachten aber dem Bruder von Niklaus, Peter von Flüe, der in Sachslen wohnte, Nachricht von dem, was sie gesehen. Dieser machte sich eilends in die Wildniß auf. „Lieber Bruder," sagte er zu dem Abgeschiedenen unter dem Arvenbaume, „das ist eine Wohnung für wilde Thiere. Wie wolltest du hier bleiben zur Winterszeit und im Schnee? Kehre mit mir nach Hause!" Niklaus aber antwortete guter Dinge: „Gott hat mich seither im Elend froh erhalten, und wo er mich so erhält, habe ich keine Ursache, von hinnen zu gehen."

Zu Kerns aber war ein Pfarrer, mit Namen Oswald Isner. Dieser kam zu Bruder Klaus und redete mit ihm. „Ich hab dazumal," erzählt Pfarrer Isner selbst, „Bruder Klausen bei unten und oben

griffen, daran fast wenig Fleisch gewesen ist; denn es ware verzehrt bis an die Haut und seine Wangen ganz dünn und seine Lefzen fast zerschunden; denn er hatte allweg begehrt, daß er ohne Essen leben und dadurch desterbaß von der Welt sin möcht." Der Pfarrer, da er ungeachtet des blassen Mundes, der eingefallenen Wangen, ausgedorrten Lippen und abgemergelten Leibesgestalt in Niklaus einen heiteren Sinn und lebhaften Geist wahrnahm, rieth demselben, die Enthaltsamkeit fortzusetzen und sich auch fernerhin demjenigen zu überlassen, welcher ihn bisher so wunderbar erhalten.

Es dürfte nicht gewagt sein, wenn man annimmt, daß der durch die Anfänge der Leibesabtödtung, in welcher die Mystiker ihre Vereinigung mit Gott suchten, in seinem ganzen Organismus erschütterte Mann im Entschluß geschwankt habe, ob er das Begonnene vollführen solle oder nicht, vielleicht auch im Glauben wankend geworden war, ob sich die erwartete Versenkung in das göttliche Wesen auf solche Weise finden lasse, daß ihn aber der zu Rath gezogene Kirchherr von Sächslen zum Ausharren vermocht habe.

Unserer heutigen Anschauungsweise liegt diese mystische Art zu denken und zu empfinden, welche ein eigenthümlicher Charakterzug namentlich der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war, so entfernt, daß wir sie kaum begreifen mögen. Aber wenn wir erst ganz neuerdings eine eigene Literatur der Zerrissenheit, des Welt- und Seelen-Schmerzes und in einem gewissen Zusammenhang damit die Aufstellung einer Lebensphilosophie gesehen haben, welche im Genuß der Fleischspeisen einen Hauptgrund

aller Uebel der Zeit und in der Beschränkung auf die Pflanzenkost eine Befähigung des Menschen zu größeren und edleren Dingen findet, was ist denn das viel Anderes? Die Sache ist sicherlich dieselbe: der Unterschied liegt nur in der Verschiedenheit der Zeiten. Es ist die Liebe zur inneren Abstraktion und zum Extrem, welche in gesunkenen Zeiten, deren Gährungsprozeß nach neuen Bildungen und Gestaltungen drängt, die besseren Geister auszeichnet. Und zwar entwickelt sich in der Regel aus den absondernden Tendenzen, welche sich in einen so barocken Gegensatz gegen ihre ganze Zeit stellen, die revolutionäre Kraft der kommenden Dinge. Wie Jean Jacques Rousseau, welcher jenen kecken Sprung nach den Zeiten vor aller Kultur zurückgethan hat und mit der Behauptung, die Geselligkeit sei nicht Natur im Menschen, auf den Satz kam, es sei dem menschlichen Geschlechte besser, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben, der Evangelist von Männern geworden ist, wie St. Just, Couthon und Robespierre, welche einer neuen Kultur, den neuen Gesetzen Bahn durch die Guillotine zu brechen suchten: so sind dieselben Mystiker, welche sich als Klausner und Waldwurzelesser unter die Dornen der Wildnisse vergraben haben, in einer andern Zeit die öffentlichen Vertheidiger des Tyrannen-Mordes auf den Kirchenversammlungen gewesen. Ein Weltschmerz-Dichter wie Lord Byron ist uns leicht verständlich, weil wir mit ihm dieselbe Milch der Zeit getrunken haben: ein mit seiner Zeit zerfallener Mann, wie Niklaus von Flüe, ist uns schwer verständlich, nur darum, weil uns Färbung und Nuance der damaligen Anschauungsweise zu entfernt liegt.

Die gesammte Bevölkerung von Unterwalden verstand und billigte den Entschluß des Einsiedlers: sie verehrte und hegte ihn, wie ihren Schutzgeist. Die damalige Stimmung der Menschen drückt sich vielleicht am besten aus, wenn wir daran erinnern, daß ein so gelehrter und gebildeter Mann, wie der Chorherr Felix Hemmerlin von Zürich, in einer seiner Schriften *) mit der größten Zuversichtlichkeit sagt, daß in dem vierhundert vier und vierzigsten Jahre der Antichrist geboren worden sei.

Als aber in Land und Gebirg der Ruf erschollen war, daß Niklaus von Flüe auf der Alp im Klüster, in dicken Dornen und „in einer vast wilden Gehürst", ein wundervolles Leben führe, überliefen ihn die Leute und machten ihm viele Beschwerde. Er gedachte darum einen weniger zugänglichen Wohnort, „ein ruch Hollen" (rauhe Höhle) aufzusuchen und begab sich in das Thal, im Ranft genannt, dessen wilde Einsamkeit schon den Hirtenknaben angezogen hatte. Es war dieß der unterste, zwischen Kerns und Sachslen am mittäglichen Alpengebirg gelegene Theil des Melchthals, der sich in ein rundes Bachtobel zog, in welches sich die Melcha mit vielem Geräusch von den Bergen stürzt. Der Ort hatte von beiden Seiten nur einen äußerst steilen Zutritt, mochte in die Länge etwa einen Büchsenschuß weit sein, war aber in die Breite, die sich nirgends gleich ist, meistens sehr eingeschränkt. Diese enge und düstere Felsenkluft war etwa zwei Stunden vom Klüster, aber nur eine Viertelstunde vom Flüeli entfernt, wo Weib und Kinder des Einsiedlers wohnten. Es

*) In dem Dialogus de nobilitate et rusticitate.

mag dahingestellt bleiben, ob nicht etwa der Pfarrer Isner von Sachslen auch auf die Auswahl dieses dem Wohnort der Seinigen so nahe gelegenen Aufenthaltes Einfluß geübt hat.

Hier im Ranft nun wurde mit Beihülfe einiger Nachbarn aus Aesten, Gesträuch und Stroh eine Hütte gebaut und mit Rasen und Baumrinden bedeckt. In dieser Hütte verbrachte Niklaus etwa ein Jahr.

Da aber die Landleute von Unterwalden den frommen Wandel des Einsiedlers sahen und erkannten, daß er nicht durch falschen Schein oder phantastischen Geist zu seinem Vorhaben bewogen worden sei, geschah in öffentlicher Landsgemeinde der Antrag, dem Bruder Klaus auf Landeskosten und durch Frohndienste eine kleine Kapelle sammt einer Klause dabei zu erbauen. Alsbald wurde der Bau begonnen und im Jahre 1468 beendigt.

Die neue Wohnung war nicht höher als sechs Schuh, weil Niklaus selbst nicht wünschte, daß er in der Klause aufrecht stehen könne, sondern seinen Leib ohne Unterlaß plagen wollte. Dieses mit Hülfe und Steuer frommer Leute erbaute, arme Häuslein hatte zwei kleine Fenster, das eine um Licht einzulassen und etwaigen Besuchern daraus Rede und Antwort zu geben, das andere zur Aussicht in die „zu Lob Gottes, auch Mariä, der reinen Himmelsfrau, errichtete Kapell", zu welcher auch ein besonderer Eingang aus der Klause führte. Nachdem der Bau vollendet war, wurden Kapelle und Klause dem Einsiedler förmlich als eine freundliche „Schankung" seiner Landsleute dargereicht.

Wir dürfen das Gewicht, welches in dieser Schen-

kung für die Betrachtungsweise liegt, nicht übersehen. Durch den Bau auf öffentliche Kosten hatte das gesammte Volk von Unterwalden die Sache des Einsiedlers zu seiner eigenen gemacht; durch den Beschluß der Landsgemeinde ein öffentliches Urtheil seiner Billigung darüber abgegeben. Auch dürfte es nicht gesucht sein, wenn man darin eine Anerkennung der Verdienste findet, welche sich Bruder Klaus in seinem vorangegangenen Leben um das gemeine Wesen erworben hatte. Wir sehen hieraus klar, daß das Einsiedlerleben in jenen Zeiten Anknüpfungspunkte in allen Gemüthern fand und in den Augen der Menschen keineswegs das Barocke hatte, wie uns heutzutage scheinen will.

Wir finden hier den Ort, um ein Paar Worte über die Eigenthümlichkeit dieser Bergbewohner anzumerken. Hören wir zunächst einen Schweizer über den Eindruck, welchen die Nähe der Alpen auf ihn machte, um sofort die Empfindungen daran zu reihen, von welchen sich ein Deutscher in denselben Gegenden ergriffen fand.

Einsamkeit, sagt J. G. Zimmermann, der bekannte Arzt aus Brugg, wirke beim ersten Anblick fürchterlich, weil Alles, was den Begriff von Privation mit sich führe, fürchterlich und deßwegen auch erhaben sei, wie z. B. ein leerer Platz, Finsterniß, Stille. Die Alpen, von der Ferne, etwa bei der Stadt Bern betrachtet, haben ein fast unglaubliches Ansehen von Pracht; aber in der Nähe scheine jedes Bild, das sie in der Seele erregen, erhaben und fürchterlich. Zwar werde das Auge durch eine Art von Größe, die an Unendlichkeit grenze, auch aus der weiten Entfernung bezaubert, wenn man die un-

absehbare Reihe der Alpen in einer beständigen Stufenfolge großer Theile der Schöpfung da stehen und glänzen sehe; aber die schönen, hellen Farben mildern hier den Eindruck und geben der ungeheuren Felsenmauer mehr Anmuth als Erhabenheit. Ohne Schauer hingegen sehe kein empfängliches Gemüth diese Gebirge in der Nähe, ihr ewiges Eis, ihre senkrechten Abgründe, ihre finstern Klüfte, ihre herunterrauschenden Ströme, die schwarzen Tannenwälder an ihren Seiten, und die seit Jahrhunderten herabgestürzten Felsen an ihrem Fuß. „Wie klopfte mir das Herz," ruft er aus, „als ich das erstemal auf dem kleinen schmalen Fußsteig diese erhabenen Einöden hinangieng und immer neue Berge sah über meinem Scheitel und Todesgefahr unter mir bei jedem Fußtritt. Aber wie bald erhebt sich auch da die Phantasie, wenn man sich alleine sieht mitten unter aller dieser Größe der Natur und dagegen an die ganze Kleinheit menschlicher Kräfte denkt, auf diesen Himmelshöhen an Monarchenschwäche!" Wer noch nicht in den Alpen den Blitz gesehen, den Donner gehört habe, könne sich keinen Begriff eines Gewitters machen. Die entsetzliche Menge der Blitze scheine jeden Augenblick Brand, Tod und Verheerung zu drohen; der ganze Horizont sei in einem unglaublichen Feuer und ohne Aufhören wirble der Donner, der am ganzen Horizont umherrolle, mit einer Länge und einem Getöse, wie man sich außerhalb solcher Gebirge kaum vorstellen könne. Wie aber der Himmel nach dem furchtbaren Schauspiel sich alsbald wieder freundlich aufschließe, so seien auch die Bewohner dieser Gebirge abwechselnd wild und gütig, rauh und fromm, schreckhaft und liebe-

voll, kühn und abergläubisch, freiheitliebend und demüthig.

W. Heinse, der Dichter des Ardinghello, welcher im August des Jahres 1780 vom Rigi aus eine Wallfahrt nach Bruder Klausens Kapelle that, schildert die Eindrücke, die er empfieng, folgendermaßen in einem Briefe an Jacobi.

„Die mit hohen Gebirgen umschlossne Gegend füllt Herz und Sinnen mit lauter Größe, Kühnheit und Reinheit, und unbegreiflich wird's einem auf der Stelle, wie die Bewohner derselben nur so lange, als sie gethan, vom Herrscher Julius Cäsar das Joch der Knechtschaft haben tragen können. Wenn man hier auch an den größten Monarchen der Welt denkt, an einen Alexander, an einen Karl den Großen, so kann man ihn doch wahrlich in der Einbildung nie anders sehen, denn als einen kleinen Zwerg. Stanz und Sachseln haben mich entzückt, als ob sie das erste Paradies der Welt wären. Oben auf den fruchtbaren Alpen der hohen Gebirge weidet das schöne Vieh und unten in den reinen Grastriften wohnt das heitere und kräftige Volk; jeder in seiner, von dem Andern wenigstens fünfzig Schritte entfernten Hütte, Hausvater, Unterthan und König. Fast nirgends trifft man ein Kornfeld, alles ist Wiese, vollgrünend von den saftigsten Milchkräutern, mit den üppigsten Nuß- und Obstbäumen bepflanzt. Das Dorf Flüe liegt entzückend auf einer Anhöhe vor des Bruders Klausen Klause. Man nennt es den Ranft, wo sie ist, eine Tiefe hinten zwischen zwei hohen Gebirgen, dem Brandshorn linker Hand, und rechter Hand dem Sachseler Berge. Die Hügel voran sind alle mit Bäumen bewachsen, mit Häuser-

chen, hie und da einer schönen Kapelle besetzt. Die Bäche und Quellen, die überall herunterstürzen, lassen den Verstand über die Empfindung gar nicht Herr werden. Die Welt weiß nicht, welche Seligkeit einen bei dieser Klause umfängt und was für Ruhe, Freude und Entzücken in alle Sinnen da hineinquillt! Von himmelhohen Bergen umringt sitzt man da, an der herniederrauschenden Melch, im kühlen Schatten dickbelaubter Bäume, auf dem frischgrünendsten Rasen und der Wind treibt oben mit den Wolken sein Spiel. Heiliger Bruder Klaus, du hattest Recht; hier ist ein wahrer Brennpunkt von Gottheit. Deine frischen, schlanken Buchen die Anhöhen herab weht lauter lebendiger Geist, und die Liebe, ewig da zu sein, durchschauert einen ganz. Du wandeltest in einem Tempel, wogegen Roms Peterskirche ein zusammengerechnetes Ding der Langweile sein muß!"

Es ist nicht uninteressant, diese beiderseitigen Schilderungen zusammenzustellen. Der höfische Zimmermann, welcher die europäischen Regierungen gegen das Gespenst eines Bundes zum Umsturz der Staaten aufrief, sieht in den Alpen vornemlich die Schrecken der Natur und es überkömmt ihn in ihrer furchtbaren Nähe wie ein Gefühl der Vernichtung; der den genial lasciven Jugendtrotz gegen alle Sitte der Welt repräsentirende Heinse schaut in den Alpen vornemlich die Lieblichkeiten der Natur, findet die Einsiedelei des Bruders Klaus selig und beneidenswerth und fordert, vermöge jener Verwandtschaft, welche sinnliche und religiöse Erregungen so häufig haben, alle Naturmenschen auf, ihre Wallfahrt in den Ranft zu thun: beide aber erkennen, daß diese

Alpenthäler eine Stätte kühner Freiheitsliebe sein müssen.

In der That, wenn man der finstern Klüfte und der sonnigen kräuterduftenden Wiesen, der senkelrechten Abgründe und der lieblichen Kapellen auf den Hügeln, der kahlen Bergwände und der fruchtbaren Ebenen, der wild brausenden Wasserfälle, welche durch die Tobel niederstürzen, und der kristallenen Quellen, welche aus den Rasen rieseln, der todgähnenden Wildnisse und der Ahorne oder Buchen, welche so süß den Weg beschatten, des öden Dornengestrüppes und der üppigen Fruchtbäume, der dürren Einöden und der grasreichen Matten, von welchen die Glocke der Kühe läutet, der herabgestürzten Felsen, des ewigen Eises und des Laubreichthums der Nußbäume, des Dufts der Alpenrosen gedenkt, so begreift man, wie es dieselben Männer sind, welche einem Feinde das Herz aus dem Leibe reißen, dasselbe zerreißen, zerhacken, im Wahnwitz in den Fluß streuen und mit liebevoller Hingebung, kindlicher Frömmigkeit für einen Landsmann Holz und Stein, Erde und Gesträuch, Lehm und Eichenbalken zur Erbauung einer bequemen Statt geistlichen Lebens zusammentragen.

Die Landsgemeinde in dem Orte Unterwalden wird seit uralter Zeit mit einem Gebet auf den Knieen und dem Gesang begonnen: Komm Gott Schöpfer heiliger Geist. Wenn die Geschäfte beendigt sind, wird der neue Landammann in die Kirche begleitet und das „Herr Gott wir loben Dich“ angestimmt.

So hat hier Alles, Privat- und öffentliches Leben, einen religiösen Ton und zwei Dinge sind un-

zertrennlich, die angeborne Religion und die von den Vätern ererbte Freiheit.

---

## VIII.

## Das Eremitenleben des Bruders Klaus.

Obwohl das Einsiedler-Leben des Bruders Klaus durch ausdrücklichen Volksbeschluß jetzt eine gewisse öffentliche Weihe erhalten hatte, so scheint doch selbst der mehr als zwanzigjährige Aufenthalt, welchen der Eremit nunmehr in der Klause nahm, denselben nicht vor der Wiederkehr der inneren Kämpfe geschützt zu haben, welche ihm in seinem Verhältniß zu Weib und Kindern die Unnatürlichkeit, in seinem Verhältniß zur übrigen Welt die Zwecklosigkeit des gethanen Schrittes vorhalten mochten. Wenigstens deutet die heilige Sage unzweideutig darauf hin.

Einstens — so wird erzählt — sei Niklaus in der Klause seiner Betrachtung obgelegen, als er eine Stimme vernahm, die ihn beim Namen nannte. Der Eremit öffnete das Fenster. Da saß ein Edelmann auf einem stolzen Pferde, in prächtiger Kleidung, die voll Gold und Silber war, und sagte: „Ich habe so viel von dir reden gehört, daß ich mich den Umweg zu dir nicht reuen ließ. Alles gefällt mir an deinem Leben, nur das nicht, daß es so etwas gar Besonderes hat. Deine Strengheiten werden dich von der Demuth abführen und dich verleiten, daß du dich über Andere unvermerkt erhebest. Die gebahnte Straße ist stets die sicherste gewesen,

und Viele, welche sie verlassen haben, sind Sonderlinge anstatt der Heiligen geworden." Das Herz des guten Mannes ward durch diese Reden tief verwundet: aber er erkannte, daß der böse Geist zu ihm in Gestalt des Edelmanns gekommen, schloß das Fenster und fuhr in seinen Betrachtungen fort.

Ein andermal, als er mit dem Rosenkranz am Wasser auf- und abgieng, stund, wie die Legende berichtet, plötzlich ein Kaufmann vor ihm, der ihn zu sprechen wünschte. Der Fremdling trug einen Gürtel, an welchem ein großer Beutel herunterhieng, und sagte: „Wie kann ein Mann, wie du, in der Wildniß leben? Hätte dich Gott zu solchem Leben berufen, würde er dir nicht so viel Verstand gegeben haben. Du vergräbst bei den wilden Thieren, was du dem Trost und Nutzen der Gemeinde schuldig bist." Als Niklaus sich spottend mit dem Worte umwandte: „Wie lange bist du hier, daß du ein so trefflicher Rathgeber bist?" gieng der Kaufmann seines Weges weiter.

Unverdrossen, fährt die Sage zu erzählen fort, habe der böse Geist den Bruder Klaus mit seiner Arglist angefochten, auch öfter mit vielerlei Schmähworten beschwert, und sein Häuslein oft und viel so angerannt, als ob er selbes ganz umstoßen wollte. Manchmal habe er im Thal ein so entsetzliches Getöse und Krachen erweckt, als ob die Gebirge an einander stießen, und auf Klause und Kapelle mit solcher Gewalt gestürmt, als ob er sie zerschmettern möchte. Aber Bruder Klaus überwand diese Schrecken der Natur und Einsamkeit durch das Gebet.

Noch andere Gestalten nahm der Versucher an. Wenn Niklaus an dem Haus vorübergieng, in wel-

chem seine Frau und Kinder wohnten, meinte er oft ein schreckbar Getöse oder einen Lärm zu vernehmen, als ob sich die Kinder zankten. Einmal blieb er an dem Hause stehen, trat an das Fenster, schaute in die Räume, in welchen er so lange als Vater und Herr gewaltet, und ermahnte die Seinigen ernstlich zur Ruhe: zog aber den Fuß alsbald reuevoll zurück, da er merkte, daß der böse Geist ihn durch den Lärm betrogen. Seitdem ließ er sich nie wieder vermögen, auch nur einen Augenblick im Vorbeigehen still zu stehen oder nach dem lieben Haus zurückzuschauen.

Namentlich dieser letztere Zug der Sage stellt die unverwischliche Liebe zu Weib, Kindern und den süßen Gewohnheiten der Heimath, wie den mit der bittern Entsagung verbundenen inneren Kampf in ein wahrhaft rührendes Licht.

Die beschaulichen Betrachtungen und einsamen Gebete aber, mit welchen der Eremit in seiner Klause den Tag begann und endigte, hinderten denselben nicht, mit seinen Volksgenossen in ununterbrochener Verbindung zu bleiben. Er hörte nicht auf, die benachbarten Pfarrkirchen zu besuchen. Nicht nur gieng er, des rauhen Weges ungeachtet, an Sonn- oder Festtagen nach Sachseln, um daselbst zu beichten, oder nach der eine halbe Stunde von seiner Klause entfernt liegenden Kirche zu St. Niklaus am Schattenberg, um sein Gebet an dem ihm besonders lieben Orte zu verrichten, sondern machte auch kleine Wallfahrten, sei es in den Römersberg zu der alten ob Sarnen stehenden Kapelle, sei es zu dem Gnadenort Maria zu Einsiedeln im finstern Wald, sei es zu der alljährlich am Vorabend von Mariä Verkündi-

gung gehaltenen, Romfahrt genannten Prozession in Luzern, wo er seine Einkehr bei der aus Unterwalden abstammenden Familie Utenberg zu nehmen pflegte, deren Wohnung zunächst der sogenannten Hofbrücke gelegen war. Die gottesdienstlichen Handlungen, welchen er anwohnte, übten häufig eine solche Wirkung auf ihn aus, daß er wie verzückt war, und namentlich an höhern Festen, wenn er den Leib des Herrn empfieng, schien er so demuthsvoll in sich versunken, als ob er den Gottmenschen mit Augen sähe, und lag so in sich gekehrt ohne alle Bewegung in den Knieen, wie wenn er am Boden angeheftet wäre. Die mystische Weise dieser Gottesverehrung spricht sich deutlich in den Worten aus, welche die Legende dem andächtigen Manne in den Mund legt. „Wenn ich," soll er gesagt haben, „den Todeskampf betrachte, welchen Jesus Christ am Kreuz erlitt, so werde ich nicht traurig, niedergeschlagen und betrübt: vielmehr erfüllt das Mitleid mein Herz mit einer Süßigkeit, die sich in allen Gliedern, Nerven und Theilen verbreitet und ihnen jene Erfrischung, Stärke und Lebhaftigkeit giebt, die ich nicht erklären kann. Vorzüglich erfahre ich's, wenn ich das wirkliche Hinscheiden des Heilands erwäge, sein göttliches Haupt, da es eben sinken will, in meine Brust aufnehme und seinen aufgegebenen Geist in mich zu ziehen suche." Wen sollte diese Ausdrucksweise nicht an die zweihundert Jahre später erschienenen Lieder von Angelus Silesius erinnern, welcher die mit dem göttlichen Wesen überformte und mystisch vereinigte Seele ein Licht im Licht, einen Gott im Gotte nannte? Oder wer wollte nicht bei solcher Mystik, die überall nach Vergöttli-

chung des Menschen trachtet, an die Anfänge eines spekulativen Systems von christlichem Pantheismus und an die Einwirkungen denken, welche dieselbe Religionsphilosophie auf Spinoza und Hegel geübt hat?

Die Legende erzählt, daß obwohl Bruder Klaus oft und viel bei Unserer lieben Frauen zu Einsiedeln gesehen worden, doch kein Mensch ihn unterwegs vernommen noch ihm je begegnet sei, und wie das zugegangen, sei Gott dem Allmächtigen wohl bewußt. Aber ob auch die heilige Sage nach ihrer Weise selbst solche Wallfahrten mit dem Schein des Wunders zu umgeben sucht, läßt sie doch in den übernatürlichen Dingen, durch welche sie den Einsiedler verklären möchte, niemals den Menschen von sanftem und weichem Gemüthe untergehen. Es wird ausdrücklich gesagt, der Bruder Klaus sei nicht so unmenschlich gewesen, daß er außer Verkehr mit seiner Familie getreten wäre; vielmehr trug er auch in der Klause seinen Haus- und Vaterpflichten Rechnung und Frau und Kinder besuchten ihn häufig in dem Ranfte. Der älteste Sohn Johann, im Verein mit seinem Bruder Walther (Wälti), vertrat im Hauswesen die Stelle des Hauptes der Familie und wurde von Niklaus in allen Geschäfts-Angelegenheiten berathen. Der jüngste Sohn Niklaus, als er zum fähigen Alter herangeschritten, wurde durch des Vaters Sorge nach der hohen Schule zu Basel geschickt, damit er sich geistlichen Studien widme, dem Doctor beider Rechte Friedrich Guarleten von Eichstädt in Kost und Aufsicht gegeben, und später, zur Vollendung seiner Studien, zum Besuche der Universität in Paris befördert. Der Basler Rechts-

gelehrte hatte aus Verehrung für den Vater, welchen er einmal im Ranft besucht, dem jungen Niklaus freie Kost gegeben.

Ueberhaupt sah sich der Einsiedler in dem Ranft von Männern aller Stände besucht. Der Ruf seiner Weisheit und Frömmigkeit hatte sich in Kurzem so gewaltig ausgebreitet, daß nicht leicht eine nennenswerthe Persönlichkeit nach Maria-Einsiedeln wallfahrten gieng, ohne zugleich den rauhen Weg nach dem fast vierzehn Stunden entlegenen Ranfte einzuschlagen und den in allen Ländern hochgepriesenen Bruder Klaus zu besuchen.

In dunkler Ahnung erkannten die Menschen in ihm einen Elias seines Zeitalters, einen Täufer Johannes, welcher größeren Dingen der Zukunft vorangehe. Der Glaube fand allgemeinen Eingang, daß der Bruder Klaus durch die ergreifenden, von allen Gewalten der Natur unterstützten Zeichen seiner Einsamkeit einen tieferen Schauer gegen die Laster des Zeitalters pflanze, als der Landrath und Richter Niklaus von Flüe jemals zu thun vermocht hätte.

Daß dieser Glaube begründet war, wollen wir an ein Paar Beispielen zeigen. Eines Tages besuchte den Bruder Klaus ein lasterhafter Mensch, der sich aber sehr christlich bezeigte. Der Einsiedler nahm ihn bei der Hand, führte ihn an die Melcha, und sagte, auf den wilden Strudel deutend: „Da will ich dir zeigen, welche Peinen auf die Ehebrecher warten."

Ein Metzger von Konstanz, ein leichtfertiger Geselle, der seine Habe durchgebracht hatte, kam aus Fürwitz zu der Klause, um zu erfahren, ob Bruder

Klaus wirklich in die Herzen sehe. Er hatte sich mit einem Geldriemen umgürtet und mit Stricken umhängt, als ob er eine ganze Heerde Vieh aus Unterwalden treiben wollte. „Armer Tropf!" sagte der Einsiedler, mit dem langen, graubraunen Rocke ohne Gürtel und mit entblößten Füssen vor dem prahlerisch behängten Gesellen stehend, „du willst dich für reich ausgeben; geh von dannen!"

Einen jungen Stutzer, welcher auf eine ausländische Mode gekleidet war, entließ er mit den Worten: „Wolltest du dich an die Einfalt unserer Landestracht halten, das würde dir viel besser stehen."

Der Landammann Henzli hatte zur Zeit, als eine Pest in Unterwalden eingerissen war, zwei seiner Söhne, die er zärtlich liebte, außer Lands geschickt. Das gefiel dem strengen Manne übel. „Habet Acht," sagte er zu dem Landammann, „daß Eure Söhne lieber der Hölle, als der Pest entrinnen!" Als die beiden Söhne des Landammanns nach dem Aufhören der Pest in die Heimath zurückgekehrt waren, wurde der eine zu Sarnen von einem Kameraden erstochen, der andere von einem unbändigen Pferde abgeworfen und an einen Baum geschleudert, wo er seinen Tod fand.

Es konnte nicht fehlen, daß solche Begebnisse, vornemlich der strenge und rücksichtslose Ton, welchen der durch die Einsamkeit geistig gehärtete Mann anstimmte, einestheils die Größe seines Rufes immer mehr erhöhte, anderntheils aber ihm auch manche Feinde machte. Ein Feind der kriegerischen Zügellosigkeit und des lärmenden Soldatengeistes, welcher in der Eidgenossenschaft eingerissen war, hielt er seine Meinung nie zurück, wenn ihn vielleicht ein

Kriegsmann besuchte, der an Geld und Ehre, fremden Sitten und Lastern hieng, oder ein Tagherr, welcher von auswärts ein Jahrgeld bezog, daß solche Dinge die Zerrüttung der eidgenössischen Freiheit seien.

Es begreift sich darum, daß die Zeit kam, wo er von seinen eigenen Landsleuten mit Mißtrauen und Argwohn angesehen, allwärts insgeheim beobachtet und seine Klause mit Spähern umstellt war. Namentlich dem Umstand suchte man auf die Spur zu kommen, was es mit der allgemein verbreiteten Meinung auf sich habe, daß der Bruder Klaus ohne Speise lebe.

Es ist nicht uninteressant, diesem Glauben etwas näher nachzugehen, und wir wollen darum aus den Quellen, welche uns zur Benutzung offen stehen, das Bezügliche ausheben.

Hans von Waldheim in seinem Reiseberichte sagt: „Die Schweizer haben Bruder Klausen Tag und Nacht bewachen, behüten und bewahren lassen, zu sehen, ob ihm Jemand bei Tag oder bei Nacht heimlich Essen oder Trinken zutrüge. Man hat es aber nie erfahren oder befunden; denn er lebt der Gnade des allmächtigen Gottes."

Johannes Trithemius, Abt zu Spanheim, hernach zu St. Jacob bei Würzburg, ebenfalls ein Zeitgenosse des Bruders Klaus, sagt in seinen hirsauischen Jahrbüchern: „Ich weiß es ganz sicher, die ganze Nachwelt wird sich darüber aufhalten und in zwo Parteien theilen, deren eine uns Lügen strafen, die andere der Unwissenheit beschuldigen wird. Allein wir sind dießfalls weder lügenhaft, weder übel berichtet, weil wir erzählen, was von mehr denn hun-

derttausend Zeugen bestätiget ist, daß Niklas, jener wundersame Einsiedler in der Schweiz, zwanzig Jahre lang gar nichts gegessen hat."

Das Kirchenbuch zu Sachseln vom Jahre 1485 enthält die Stelle: „Bekannt und offenbar sei männiglich sambt und sonders, daß um das Jahr Christi 1417 war ein frommer Mensch Nikolaus von der Flüe geboren, der in ein Wildnuß gangen ist: allda ihn Gott erhalten hat ohne Speis und Trank eine lange Zeit."

Die im Jahr 1518 in Stein gehauene Grabschrift lautet: „Bruder Klaus von Flue ist gangen von Weib und Kindern in die Wilde, hat Gott gedient zwantzigthalb Jahr ohne leibliche Speiß, ist gestorben an St. Benediktstag 1487."

Selbst die den Wundern der katholischen Kirche keineswegs geneigten Schriftsteller der Reformation wagten nicht zu widersprechen.

Johann Stumpf sagt in seiner Schweizer-Chronik: „Bruder Klaus führte in der Wilde ein gar gelassen, abgesondert und heilig Leben, ohne alle leibliche Speis und Trank: etlich wöllen, er hab Wurzeln gessen. Es erfand sich, daß dieser Mensch, etlicher maß den Engeln gleich, menschliche blöde Natur übertraf, indem daß er noch im Fleisch bekleidet, menschlicher Nothdurft entladen und nit mehr unterworfen war."

Ebenso Bullinger in seiner Chronik: „Endlich ist kommen, daß er keine leibliche Speiß mehr braucht. Er hielt auch für weit mehr, daß er seine Frau verlassen, als daß er Speise meiden könne."

Selbst noch Johannes v. Müller sagt: „Zu bestimmt reden die Aussagen, um die Enthaltung nur

von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch zu verstehen. Daß der menschlichen Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen."

Um diese Möglichkeit zu erweisen, sind eigene Bücher erschienen. Man wollte die Entbehrung von Nahrungsmitteln theils aus der Austrocknung des **liquor gastricus** (Magensaft), theils aus dem Einathmen stärkender Kräutergerüche erklären. Daß das abenteuerlich ist, dürfte keiner Erläuterung bedürfen.

Von den Zeitgenossen glaubte der größte Theil an ein Wunder; ein anderer Theil nahm eine Ernährung von Wurzeln, Kräutern und andern Dingen an, die sich im Walde finden; noch Andere behaupteten, das Geheimniß liege in der kaum eine Viertelstunde betragenden Entfernung der Seinigen.

Wie verbreitet die letztere Meinung war, mag man aus einem Manifest des Landammans, der Räthe und gemeinen Landleute von Unterwalden aus dem Jahre 1591 sehen, in welchem es heißt: „es sei zwar dessen gar kein Zweifel, daß sich Bruder Niklaus in eine solche zuvor unerhörte Abstinenz begeben; aber damalen sei bei der Welt viel Zweifels und Argwohns gewesen, als ob ihme von den Seinigen und Anderen mit Spis und Uffenthalt heimlicher Weise Zuschub beschehe."

Fragen wir darnach, was wir aus dem eigenen Munde des Eremiten wissen, so erinnern wir zunächst an die wiederholte Antwort, welche er auf das Andringen des Junkers von Waldheim gab: „Gott weiß." Offenbar suchte er durch diese Auskunft eine bestimmte Antwort abzulehnen. Auch sonst scheint er sich dieser Formel bedient zu haben. Dazu wird in andern Beschreibungen gemeldet, er habe

wenig davon gesprochen, und wenn er davon sprach, gesagt: „es sei kein Wunderwerk, sondern eine natürliche Sach.“ Merkwürdiger Weise aber finden wir, daß derselbe Abt Trithemius, welcher für seine Person fest an die Speise-Enthaltsamkeit glaubt und hinzufügt, das Volk der Waldstätte, dessen wilde Art und angeborne Wuth ja Jedermann kenne, würde den Einsiedler sogleich ohne Erbärmniß ums Leben gebracht haben, wenn es ihn auf etwas Betrug, Kunstgriff oder Verstellung betreten hätte, an einer andern Stelle der hirsauischen Jahrbücher folgende Begebenheit erzählt. Ein Abt Benediktiner Ordens, auf einer Reise zur Visitation der Klöster des Konstanzer Bisthums begriffen, habe in Begleitung des Abts Konrad von Wiblingen, aus dessen Munde Trithemius die Sache erfuhr, auch den Ranft besucht. Im Verlauf des Gespräches frug der Abt: „Und du bist nun Jener, der sich ausgiebt, daß er so viele Jahre hindurch nicht gegessen habe?“ Darauf antwortete der Einsiedler: „Guter Pater! Ich habe niemals gesagt und sage es wirklich nicht, daß ich nichts esse.“

Es liegt in der Natur des absonderlichen Wesens begründet, daß ein Eremit, zumal wenn er wie Niklaus auf seine Zeitgenossen einzuwirken sucht, in Anderen, die ihm nahen, eine gewisse heilige Scheu unterhält oder derselben wenigstens, wenn sie ihm von selbst entgegenkommt, nicht entgegentritt. Und so scheint uns aus den geschichtlichen Zeugnissen der Schluß gerechtfertigt, daß Niklaus von Flüe die Meinung, daß er weder esse noch trinke, zwar allerdings nicht selber ausgebreitet, aber derselben, nachdem sie im Volke Eingang gefunden, auch nicht

bestimmt entgegengetreten sei. Jedenfalls aber beweist die allgemein übereinstimmende Nachricht, daß der wohlgestaltete Mann nach einigem Aufenthalt in dem Ranft „ganz ausgeschöpft, allein von Haut, Adern und Gebein zusammengeschmuckt" geschienen habe, einen ganz außerordentlichen Grad der Abstinenz.

Die Landleute von Unterwalden wünschten eine feierliche Einweihung der Kapelle im Ranft und wandten sich darum an den Bischof von Konstanz, Hermann von Landenberg. Dieser willigte in das Ansuchen und schickte seinen Weihbischof Thomas von Oskalon nach Obwalden ab. Die Einweihung der Kapelle geschah am 28. April des Jahres 1469, und nach der beendigten Feierlichkeit begab sich der Weihbischof zu Bruder Klaus in seine Klause, um sich mit ihm zu unterreden und zugleich, im Auftrag der mißtrauischen Landleute, die wundersame Lebensweise des Einsiedlers zu prüfen. Niklaus selbst erzählte den Hergang der Sache dem Junker Hans von Waldheim. „Es sind," sagte er, „etliche Leute, welche sprechen, das Leben, das ich führe, möchte von Gott nicht sein, sondern von dem bösen Geiste. Darum so hatte mein Herr von Kostnitz, der Bischof, drei Bissen Brodes und auch Sanct Johannissegen gegeben und geweihet, in Meinung, wenn ich die drei gesegneten Bissen Brod äße und den heiligen gesegneten Trank St. Johannis tränke, so wäre es recht um mich; würde ich aber das Brod nicht essen und den Trank nicht trinken, so wäre es ein wahrhaftiges Zeichen, daß meine Dinge und Leben mit dem bösen Geiste zugiengen. Und unter vielen Reden hub mein Herr, der Bischof von Kostnitz, an

und fragte mich, was in der heiligen Christenheit das Allerbeste und das Allerverdienstlichste wäre. Antwortete ich ihm und sprach: Das wäre der heilige Gehorsam. Da sprach mein Herr der Bischof also: Ist der Gehorsam das Beste und das Allerverdienstlichste, so gebiete ich Euch in Kraft des heiligen Gehorsams, daß Ihr diese drei Bissen Brod esset und diesen Trunk St. Johannis trinket. Also bat ich meinen Herrn, den Bischof, er wolle mich deß erlassen und überheben, indem mir's gar schwer und bitterpeinlich zu thun wäre. Das bat ich ihn mehr als einmal. Er wollte mir's aber nicht erlassen noch überheben, und ich mußte das von Gehorsam thun und das Brod essen und den Trank trinken."

So weit Niklaus selbst. Andere Beschreibungen setzen noch hinzu, alsbald nach dem Verkosten des Weins und Brodes haben den Bruder Klaus ein so krampfhaftes Zucken und so heftige Nervenübel befallen, daß sich der Weihbischof von der Wahrheit der wundervollen Enthaltsamkeit des Einsiedlers vollkommen überzeugt gehalten habe. Man wird diese Art der Prüfung nicht nur glaublich, sondern auch dem Charakter eines Zeitalters vollkommen angemessen finden, in welchem der Chorherr Hemmerlin einen löblichen Brauch darinn sieht, daß man das Hochwürdige an die Kirchenthür bringen lasse, um die Temperatur der Luft zu segnen, oder hochangesehene Bischöfe durch Beschwörungsformeln die Aale verfluchten, welche ihre Forellen fraßen, und Erdwürmer, Heuschrecken, Mäuse und anderes Geziefer unter feierlichen Gebeten in die Wildniß der Gebirge bannten. Auch wird man sich nicht wun-

dern, wenn seit jener Prüfung des Weihbischofs der Glaube sich verbreitete, der Bruder Klaus könne dadurch ohne Essen und Trinken sein, weil er, wenn er bei der Messe sei und der Priester das Sakrament genieße, eine geheime und wunderbare Nahrung davon empfahe.

Inzwischen erhielt die Klause im Ranft ihre außerordentliche Bedeutung erst durch die Burgunderkriege und die Folgen dieser Kriege. Die unermeßlichen Reichthümer, welche im Verlaufe weniger Jahre durch die an Karl dem Kühnen gemachte Beute und von Ludwig XI. verabreichten französischen Dienst- und Subsidiengelder in die bis dahin geldarme Schweiz geflossen waren, gaben den „zwei niederträchtigen Schämeli“ *), welche den einzigen Hausrath der Klause im Ranft ausmachten, erst die rechte Illustration; der fette Uebermuth, die tolle Pracht einzelner schnell reich gewordenen Häuser und die Schlemmerei und Ausschweifung des gemeinen Mannes, der Lärm des zügellosen Kriegsvolks in allen Schenken und öffentlichen Häusern der Schweiz, die räuberische Händelsucht des müssigen Gesindels, das im Kriege sich gewöhnt hatte, ohne Arbeit flott zu leben und den Herrn zu spielen, der Trotz und die Unbändigkeit der Bürger, die Ueberfüllung der Straßen mit unzüchtigen Dirnen, Weibern und Töchtern warf den strahlendsten Glorienschein über die heilige Stille und Enthaltsamkeit an der Melcha; jene tolle Rotte des „thorechten Lebens“, welche den Eber und den Kolben im Banner voll Muthwill und Schwelgerei in unordentlichen Haufen die eid-

*) Ausdruck von Johann Stumpf.

genössischen Lande durchschwärmte, verlieh dem gekrümmten Reisestab, dem friedlichen Rosenkranz des Bruders Klaus eine hundertfache Weihe; die Flucht des Bauern von dem Pfluge, des Handwerksmanns von der Werkstatt, des Künstlers von der Stätte seiner Kunst, das wilde Stürzen in den fremden Kriegsdienst, das Haschen nach Gold durch Feilbietung des Bluts, der Ueberdruß an der einfachen Heimath, der verzehrende Trieb nach den Genüssen der Fremde, die Lust der Standeshäupter zu fürstlichen Pensionen, die Käuflichkeit der Obern und die Unbändigkeit der Untergebenen setzte das unter dem Scheffel stehende Licht einer freigewählten Armuth und Abgeschiedenheit auf den höchsten Leuchter, dessen Glanz in Kurzem die gesammte Eidgenossenschaft überschimmerte; der Raub und Mord auf allen Wegen, des Henkers unablässige Arbeit, der verwirrende Völkermischmasch, der sich in den Städten drängte, machte das einsame Gebet in der Kapelle einer Wildniß zu einem lauten Aufschrei zu Gott, der in die Ohren Aller drang, welche die Zerrüttung des Nationalgeistes, den nahen Untergang des Vaterlands erkannten; die Tracht der Töchter, die sich auf eine Weise kleideten, welche ehemals den Dirnen schändlich geschienen hätte, der „enge, vorn wyt ußgeschnittene Nothstall des Rocks“, in welchen die Weiber ihren Leib legten, die „groß Hörner, die sie auf die Köpf machten, als ob sie wilde Stiere wären“, die langen Schleppen, welche selbst Handwerksfrauen trugen, um „die Erde damit zu fegen, die Flöh zu sammeln und die Heiligen Gottes zu bestauben, also daß der Tyfel syn Gesellen hinten auf dem Rockschwanz ryten ließ,“ die Entblößung der Brust und

Schultern und die bunten, netzweise zerschnittenen Kleider, deren sich auch die Männer nicht schämten, um die weibliche Lüsternheit zu reizen, — all das gab dem „bösen Göller", dem Bußgürtel und braunen Eremitenrocke des Klausners im Ranft ein Relief, welches sich zu einem dem Spotte aller Zeiten trotzenden Denkmal heben sollte.

In der That erscheint uns Bruder Klaus in diesen verderbten Zeiten als ein außerordentlicher Mann. In religiös-sittlicher Beziehung verkündigte er „die Buß" und rieth männiglich zur Besserung des Lebens; in politischen Dingen mahnte er zur väterlichen Einfalt, zur Mannheit, zum Frieden, zur Handarbeit, „auch allein des Vaterlands zu achten und sich dessen zu begnügen." Es ist die Wahrheit: als Bußprediger und Patriot nimmt dieser Mann die Umrisse eines Propheten an. Wir finden in ihm den vielmißbrauchten Wahlspruch „Gott, Freiheit und Vaterland" zu einer erhabenen Wirklichkeit gestaltet.

Die Klause im Ranft war nachgerade ein Wallfahrtsort nicht allein der Bauern und Handwerker, sondern auch der berühmtesten Staatsmänner und Kriegsleute geworden. Wie der Erzherzog Sigmund von Oestreich sich wiederholt an den Einsiedler wandte, welchen er erst durch seinen Leibarzt, den Dr. Burkard von Horneck, längere Zeit insgeheim hatte beobachten lassen, so sandte auch der deutsche Kaiser Friederich III. eigene Abgeordnete in den Ranft, und wie vom Ausland zahlreiche Aebte, Bischöfe und gefürstete Personen, so erschienen auch die höchsten Magistratspersonen der Eidgenossenschaft an demselben Orte, um sich Rathes zu erholen.

Doch wird ausdrücklich bemerkt, daß dem Bruder Klaus der gemeine Mann, besonders aus seiner eigenen Heimath, stets der liebste Gast gewesen sei.

Rief der Besuchende an der Klause an, so öffnete sich wohl das drei Spannen lange Fensterchen, und durch die Lucke sah das hagere, braunfarbige Gesicht des Mannes, dessen schwarze, klare Augen mit dem tiefen, ehrwürdigen Glanze, den sie von sich strahlten, „dem Anschauenden schier ein Schrecken erregten.“ Schien es Muthwille und Fürwitz, was den Besuchenden in diese Einsamkeit gelockt, so sah er sich mit wenigen Worten abgewiesen; schien es ein ernsterer Sinn und des Herzens Drang, so fand er sich mit lächelnder Freundlichkeit empfangen.

Den Mann aus dem Volke pflegte Niklaus kurz und einfach (denn er war stets „von wenigen Worten“) zur frommen Einfalt zu ermahnen. „Bleibet,“ sagte er, „auf dem Wege und in den Fußstapfen unserer frommen Altvordern. Glaubet und haltet an Gott kräftiglich! Das Leiden des Erlösers ist des Menschen größter Trost an seinem letzten End. Lasset Euch dadurch nicht irre machen, ob auch die göttliche Lehre nicht durch das Beispiel Derer unterstützt wird, die sie predigen; denn der Brunn des Lebens, gehe er durch Blei oder Gold, führt immer die heilreichen Wasser. Liebet einander; denn die Liebe ist die Mutter aller Tugenden. Ein Jeder sei treu und fleißig in seinem Stande, übe der Vordern Einfalt, Gastfreie und Mannheit!“

Auf solche Sprüche in religiösen Dingen sich beschränkend, wieß er theologische Grübeleien von sich. Wenn ihn Leute aus höheren Ständen über Schwierigkeiten der Schrift oder Geheimnisse des Glaubens

befragen wollten, so antwortete er: „Fraget darüber nicht den Mann, welcher weder schreiben noch lesen kann, sondern Solche, die gelehrt sind.“

In sittlichen Dingen hatte er ein scharfes Auge. Ueberall empfahl er die Handarbeit und Einhaltung der Landestracht, warnte vor dem soldatischen Leben, vor Hochmuth und Geiz.

Jener Abt aus dem Benediktiner Orden, von welchem Trithemius erzählt, war als ein gelehrter, aber gewinnsüchtiger Mann bekannt. Im Verlauf der Unterredung kam die Sprache auf den Geiz, und der Abt, um den ungelehrten Mann zu versuchen, fragte, eine Definition verlangend: „Was ist denn der Geiz?“ Bruder Klaus antwortete: „Was fragest du mich vom Geiz, der ich unstudirt und arm bin, dagegen Du ein gelehrter und reicher Mann bist und das besser wissen mußt, zumal die Merkmale des Geizes Dir an die Stirne geschrieben sind.“

Eine Frau von Stand hatte ihre Sohnsfrau in den Ranft gebracht, welche köstlich und auffallend üppig gekleidet war. „Willst Du Deine Kinder zu derselben Ueppigkeit gewöhnen,“ sagte er zu dem thörichten Weibe, „wirst Du nie vor das Angesicht Gottes kommen. Der Hader wird Deine Söhne und Töchter zerreißen, und wenn sich ereignet, daß Du, um unter ihnen Frieden zu schaffen, ein feurig Scheit ergreifen mußt, so wirst Du meiner Worte gedenken.“

Um die Wirkung solcher Strafworte zu ermessen, muß man sich die wilde Einsamkeit der Klause, das Rauschen der unbändigen Melcha und die lange, hochgewachsene Gestalt des Mannes vor Augen halten,

welcher mit gebücktem Haupte in seiner Zelle stand. Dazu war seine Stimme gar stark und männlich, und wenn er redete, erhuben sich seine Halsadern, die mehr mit Luft als Blut gefüllet schienen.

Mit dem Soldaten und Staatsmann redete er gerne über des Vaterlandes Wohl und Nutzen. „Wenn Ihr bei Euren Grenzen bleibet," war einer seiner Hauptsprüche an eidgenössische Magistrate, welche nicht selten politische Wallfahrten in den Ranft machten, „wird Euch Niemand überwinden können, sondern Ihr werdet allezeit Euren Feinden überlegen sein. Wenn Ihr aber aus Hab- oder Herrschsucht Euer Gebiet erweitert, wird Eure Tapferkeit nicht lang bestehen."

„Meine Freunde," sagte er ein andermal, „machet doch den Zaun nicht weiter, als es ziemlich ist, damit Ihr leichter zu Ruhe und Frieden die mit so viel Blut erworbene Freiheit erhalten und genießen möget. Mischet Euch in keine fremden Händel; beladet Euch mit keinen auswärtigen Geschäften; verbindet Euch nicht ohne Noth und ohne recht ehrbare Ursachen mit fremden Herrschaften; gehet niemals besondere Bündnisse ein, welche nur auf einige Orte sich beziehen. Wenn's nicht große Noth ist, enthaltet euch von Krieg und allen Feindseligkeiten. Greift man aber euch an, so stehet mannlich für's Vaterland und verfechtet tapfer eure Freiheit. Im Krieg und Frieden beschirmet euer Vaterland und bleibet dabei!"

Wenn er von den Tagsbegebenheiten sprach, gebrauchte er gern die Formel: „Ich ermahne euch, daß ihr meiner Worte gedenket und auf die Zeitläufe Acht habet!"

Mit offenbarer Beziehung auf den alten Züricher Krieg und die Unglücksfolgen der Burgunderkriege sind endlich folgende Aussprüche gethan: „Hütet euch, ihr Eidgenossen, hütet euch vor Zwietracht und Geiz. Gebet keiner Mißgunst und keinen Erbitterungen Platz; verbannet alle Parteilichkeiten und alle Eifersucht. Lasset Eigennutz und Neid unter euch nicht aufkommen: sonst werden eure Sachen bald in gänzlichen Zerfall gerathen. Hütet euch vor dem Schimmer des Goldes und empfanget keine Schenkungen, keine Pensionen und Jahrgelder, damit es nicht das Ansehen gewinne, als ob ihr das Vaterland verkaufen und unter dem Vorwand des gemeinen Besten nur euer eigen Interesse suchen wollet!"

Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß in diesen einfachen Aussprüchen des Bruders Klaus alle Grundzüge einer nationalen Politik der Eidgenossenschaft enthalten seien. Religiosität und Sitteneinfalt, Bewahrung der anererbten Herkommen, auch der Landestracht, Arbeit und Achtung vor der Arbeit, Genügsamkeit am Vaterlande und an dem, was es bietet, treu bewahrte Liebe zu seinen Einrichtungen, Flucht vor jedem Antheil an den Händeln auswärtiger Mächte, Liebe zum Frieden und mannliche Abwehr jedes etwaigen Angriffs auf die anererbten Freiheiten, keine Einmischung in Dinge außerhalb der eidgenössischen Grenzen, verknüpft mit hutsamer Wehrhaftigkeit und tapferer Vertheidigung wider etwaige Angriffe, Nichttheilnahme an den Allianzen der Fürsten und Könige und an auswärtigen Kriegen, so lang es möglich ist, Enthaltung von fremden Diensten und Jahrgeldern — diese Dinge werden stets die Grundlinien jeder Politik

sein müssen, welche die eidgenössische Freiheit, den eidgenössischen Wohlstand nicht zerrüttet, überhaupt die Eidgenossenschaft in ihrem hergebrachten Stand erhalten wünscht.

Der Mann im Bußgürtel aber, in der engen Felsenkluft zum einflußreichsten Mann der Eidgenossenschaft emporgestiegen, so zwar, daß König Ludwig XI. von Frankreich sich über denselben von dem Dechant zu Einsiedeln und späteren Beichtvater des Kaisers Maximilian I., Albert von Bonstetten, einen eigenen Bericht erstatten ließ, fuhr nach wie vor fort, seiner mystischen Beschaulichkeit zu leben. Er hatte sich zur Versinnbildlichung der Geheimnisse des Glaubens eine Tafel malen lassen und dieselbe in seiner Klause aufgestellt. Der Mittelpunkt des Gemäldes stellte ein mit einer königlichen Krone geschmücktes und von zwei Zirkeln umgebenes Haupt dar. Aus diesem Haupte giengen sechs Strahlen hervor, von welchen drei aus dem Mittelpunkte der Zirkel kamen und über die Zirkel hinausgiengen, drei andere aber vom äußersten Zirkelkreise wieder in den Mittelpunkt zurückkehrten.

Wir können uns hier auf die Auslegungen dieses Gemäldes nicht einlassen; merkwürdig aber ist, daß Martin Luther dasselbe nach seiner Art auf den Pabst gedeutet hat und daran in einem Briefe an den Dr. Paulus Speratus, Prediger zu Königsberg, Anlaß nimmt, den Bruder Klaus für einen besondern Freund Gottes zu erklären, der ihm seine Heimlichkeiten und künftige Dinge geoffenbart habe.

Die Legende erzählt, der fromme Bruder habe auf dieser Tafel durch den Maler ein Gesicht darstellen lassen, in welchem ihm das Geheimniß der heiligen

Dreifaltigkeit geoffenbart worden sei. Der Glanz des Gesichts sei so groß gewesen, daß ihn die Augen des Einsamen nicht ertragen konnten; ein Fünkchen davon aber sei dem Bruder ins Angesicht gesprungen, so daß selbiges von da an einen bewältigenden Glanz von sich gegeben habe.

Das Gesicht ist eine Sage; aber den Glanz, welcher auf dem Angesichte des Einsiedlers ruht, hat die Geschichte bis auf unsere Tage fortgepflanzt.

---

## XI.

## Bruder Ulrich, ein Freund und Nachbar des Bruders Klaus.

Johann Stumpf berichtet in seiner Schweizer-Chronik, daß das helvetische Landvolk von je zu Einsiedeln und geistlichen Waldbrüdern mehr Herz, Liebe und Aufsehen gehabt habe, denn irgend ein anderes Volk, und denselben in den Alpenländern alle Zeit ganz besonders geneigt und ergeben gewesen sei. Namentlich um den zwischen Unterwalden und der Stadt Luzern sich erhebenden Berg Fracmont (fractus mons), gar wild und rauh von Ansehen, voll Brüch und Schrunden, unter dessen höchster Spitze an einem tiefen und stillen Ort jener mit einem finstern Wald umgebene und mit Holz umschrankte See liege, welcher (das Grab des Pontius Pilatus nach der Volkssage und daher Pilatussee genannt, in seinem Gestade immer gleich schwarz von Farbe und vom Winde unbeweglich, weil von der Spitze des Bergs beschirmt) Ungewitter und

Wolkenbrüche verursache, wenn man durch einen Steinwurf seine Ruhe störe, — namentlich um diesen Berg haben viele Einsiedel oder Waldbrüder gewohnt oder ihre Zellen in der Ebene dabei gehabt. Manche von ihnen haben zwar unter dem alpischen Volke Gottes Ehr und frommer Leute Heil gefördert, viele aber auch durch ihre bösen Thaten geoffenbart, daß sie Gleißner und Uebelthäter waren. Um solche falsche Waldbrüder zu zeichnen, erzählt der vortreffliche Geschichtschreiber mehrere Exempel.

Noch bei Lebzeit des Bruders Klaus, erzählt er, habe ein anderer Landmann in Unterwalden dem frommen Einsiedel nachthun und sich ebenfalls leiblicher Nahrung enthalten wollen, in der Meinung, Gott solle ihn mit dem Himmelbrode speisen. Als ihm aber das nicht gerathen wollte, sei der fürwitzige Mann zu Bruder Klaus gegangen, um sich Rathes zu erholen, wie er thun sollte, damit auch er zeitlicher Nahrung entladen und von oben herab ersättiget würde. Bruder Klaus ermahnte den thörichten Menschen, von solchem Vornehmen abzustehen und in dem gemeinen Stand zu bleiben, darinn er von Gott berufen sei, indem Niemand mehr vermöge, als ihm von oben herab mitgetheilt sei. Der Ermahnte folgte aber diesem guten Rathe nicht, sondern unterstand sich nichts desto weniger, ein Einsiedel zu sein: da brach aber zuletzt der falsche Bruder und die Thatsache hervor, daß allerlei Leichtfertigkeit und keine Geistlichkeit in ihm stecke. „Denn auf ein Zeit (da ihm die Enthaltung von leiblicher Nahrung nicht gelingen wollte) hofiret er mutwilligklich und boßlich einer frommen Oberkeit an einem ehrlichen Ort in ihre Ehrenschenkkanten, damit man

fremden Ehrenleuten den Wein schenket. Deß ward er gestraft am Leib und am Gut und lebte fürderhin mit andern Weltkindern in allem Muthwillen."

Noch ein anderes Beispiel von der „Boßheit des geistlichen Fleisches" erzählt uns der Geschichtschreiber aus seinen eigenen Tagen. Unweit der Stadt Luzern, sagt er, habe ein Waldbruder seine Zell und Wohnung gar zierlich aufgerüstet und dabei ein schönes, lustiges Gärtlein gepflanzt. Nun sei zu ihm viel Wandels aus der Stadt von Mann und Weib gewesen, einestheils wegen seiner Andacht, anderntheils „von des lustigen Gärtlins wegen. Hierdurch ward der Bruder mit etlichen Weibern verschreit (denn er war von Person nit ungestaltig), gefänglich eingenommen und seiner Uebelthat halb an das Halseisen gestellt."

Ein Dritter endlich, der sich im Hergiswald niedergelassen, habe viel seltsamer Abenteuer und Phantasei getrieben, sei bisweilen auf einen Felsen gestiegen und habe die Leiter nach sich gezogen, um so von aller Welt sich abzusondern, und auch sonst dergleichen viel Gaukelwerks geübt. Am Ende aber brach offen der verborgene Schalk hervor. Denn als der Bruder eines Tages aus dem Hergiswald in die Stadt Luzern in einer Wittwe Haus kam und dieselbe allein in dem Gemache traf, fiel er sie gewaltiglich an und stach mit großen Kräften drei oder vier Männer zu Tod, welche auf das Hülfsgeschrei des Weibes herzugelaufen waren. Jedermann achtete dafür, daß dieser Mensch, ein Fremdling in dem Lande, hievor ein großer Uebelthäter gewesen sei.

Wir wollten die Aufführung dieser Beispiele nicht versäumen, um dem Leser einen Blick in die Schatten-

seite dieses Waldbruderwesens zu eröffnen, dessen Lichtseite uns in Bruder Klaus entgegentritt. Die Vergangenheit des Bruders Ulrich, welchen wir bereits oben erwähnt haben, erscheint ebenfalls in einem ziemlich zweideutigen Lichte.

Niklaus pflegte des Nachmittags, wenn seine Beschaulichkeit es so haben wollte, in dem wilden Wald umherzugehen oder auch seinen Freund und Nachbar, den Einsiedler Ulrich, zu besuchen, welcher unweit des Ranft auf einer Anhöhe jenseits der Melcha im sogenannten Möslin wohnte.

Der Junker von Waldheim ließ sich nach dem Besuche bei Bruder Klaus von dem Leutpriester, seinem Begleiter, auch zu diesem Ulrich führen. „Wir kamen," so erzählt er, „durch ein tiefes Thal über einen Steg, der gieng über ein Ryffer und Waldbach, und stiegen einen großen Berg hinan. Da war kein Weg und ward uns aus der Maßen sauer, den hohen Berg hinaufzusteigen; der war mehr, denn einen Armbrustschuß hoch. Da sahen wir eine Klause, bei welcher ein Born aus dem Gebirge fließt. Eine Kapelle hat Bruder Ulrich nicht, sondern ein Vorklauselein, darinn etliche unseres Herrn Märtyrer und Heilige stehen. Der genannte Bruder ist ein kleines Männlein, und als er uns in seine Klause geführt, wieß er uns sein Wesen und seine Bücher, darinnen er liest; denn er ist gelehrt. Und unter andern Worten fragte er mich, aus welchem Lande ich wäre. Antwortete ich ihm: ich wäre von Halle in Sachsen aus dem Bisthum zu Magdeburg. Also hub er an und fragte nach Geriken vom Keller zu Magdeburg und nach mehr andern unsern Landsleuten. Also fragte ich ihn,

woher er in unsern Landen bekannt wäre, ob er wäre ein Handwerksmann gewesen? Antwortete er: ich bin Iwe gewesen. Anders konnte ich ihm nichts abfragen; aber der Wirth in Kerns sagte mir hernach, Bruder Ulrich wäre seiner Tage ein großer Räuber gewesen."

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß dieser Bruder Ulrich ein deutscher Edelmann von gelehrter Bildung war, welcher vielleicht in früheren Jahren die Welt als Raubritter beunruhigt hatte. Sein Gebahren ist fast wie der Humor in der Sache, von welcher wir erzählen.

Der kleine Edelmann, welcher früher ohne Zweifel wenig gehungert haben dürfte, wollte sich durchaus das beständige Fasten angewöhnen; aber es mochte nie gelingen. Als er einst dreizehn Tage Hunger und Durst erduldet hatte und davon sehr entkräftet war, schickte ihm sein Nachbar im Ranft ein halbes Brod mit dem Geheiß, dasselbe in die Melcha zu tauchen und zu essen. Er gehorsamte, obwohl mit vielem Widerstand des Magens. Den andern Tag erhielt er das andere halbe Brod, welches ihm aber, anstatt zu sättigen, einen solchen Hunger verursachte, daß er glaubte, denselben nimmer stillen zu können, und daß ihm Frau Dorothea aus dem Flüeli ein starkes Nachtessen zutragen mußte. Zwar aß er auch künftighin des Tags nur einmal; an manchen Tagen nur einige in Wasser getauchte Bissen Brodes, oder eine dürre Birne, oder auch nur einige Pfirsichkernlein: allein diese Versuche entkräfteten ihn regelmäßig so, daß er wieder stärkere Nahrung zu sich nehmen mußte und am Ende von dem Gedanken solchen Fastens ganz abstand. Auch die Einsamkeit

scheint ihm in die Länge beschwerlich geworden zu sein; denn es wandelte ihn die Lust an, nach Rom zu reisen und dort die heiligen Orte zu besuchen. Im Uebrigen trug er den langen, graubraunen Rock und gieng ohne Schuhe, wie Bruder Klaus: nur des groben Hutes, womit er das Haupt bedeckte, wollte er nicht entrathen. So sonderlich aber die Figur scheint, der vertraute Umgang, welchen Niklaus mit dem Bruder Ulrich pflog, dürfte beweisen, daß die kleine Bibliothek in der Klause auf dem Möslin mehr als eine Zierrath war. Wie wir heutzutage häufig genug erleben, daß Männer und Frauen, meist von weichlichen Talenten, sich nach einer durchschwärmten Jugend in der Verfolgung christlich-romantischer Tendenzen gefallen, so lagen zu jener Zeit die mystischen Lehren dem Ermüdeten nahe genug am Wege.

Die Kapelle im Ranft war im Verlauf der Zeit, bei dem ausgebreiteten Ruf des Klausners und den zahlreichen, zum Theil fürstlichen Besuchen, mit allerlei Schenkungen begabt worden. So hatte z. B. der Bischof von Konstanz, Hermann von Landenberg, das Kirchlein in der Wildniß mit ein paar silbernen Leuchtern und einer Summe Geldes, der Herzog Sigmund von Oestreich mit einem großen Meßkelche, einem Meßbuche und allerlei gottesdienstlichen Ornaten beschenkt. Diese Schenkungen ermöglichten die Errichtung einer eigenen Kaplaneipfründe im Ranft. Wenn schon seither ein gewisser „frommer Knecht Hensli" den Altardienst an der Kapelle versehen hatte, so wurde nun auch ein eigener Priester angestellt. Der Name des ersten Kaplans im Ranft ist Peter Bachthaler.

Trotz der vermehrten Autorität aber, welche die Einsiedelei durch diese Einrichtung erhielt, hörte Bruder Klaus nicht auf, sich mit ein paar Stühlen als den einzigen Geräthschaften seiner Klause zu begnügen, des Nachts auf einer hölzernen Bank die müden Glieder auszustrecken, das Haupt auf einen Stein zu legen, der ihm als Kissen diente, und sich nur im strengen Winter einer „Decklach" zu bedienen.

Denkt man an das hohe Aufsehen, welches Bruder Klaus unter seinen Zeitgenossen, nicht allein in der Eidgenossenschaft, sondern überall in der abendländischen Christenheit, namentlich unter den Fürsten und Königen gemacht hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß dem Kaiser Karl V. das Bild dieses berühmten, in der Einsamkeit politisch mächtigen Einsiedlers vorgeschwebt haben dürfte, als er den Entschluß faßte, den gewaltigsten Scepter der Welt mit dem Rosenkranze eines Mönchs, den Kaiserthron mit einem klösterlichen Betstuhl in dem schönen, waldgekrönten Thal Yuste zu vertauschen. Es findet in dem Einsiedlerleben beider Männer eine große Aehnlichkeit Statt. Freilich nicht in Betreff des Fastens, denn der Kaiser saß auch als Mönch lange und fleißig an der Tafel und hörte bis an seinen Tod nicht auf, marinirten Lachs und andere schwer verdauliche Speisen zu essen, trotz Gicht, ärztlicher Warnung und Klosterzucht: aber es war derselbe Ueberdruß an den politischen und kriegerischen Händeln, der ihn ins Thal Yuste und Niklaus von Flüe in den Ranft getrieben hat. Wie Karl im Grunde nicht Mönch geworden war, sondern nur aufgehört hatte, Kaiser zu sein, so war Niklaus im Grunde kein von den Menschen abgezogener Wald-

bruder, sondern hatte nur aufgehört, der persönliche Verwalter öffentlicher und häuslicher Geschäfte zu sein; wie Karl hinter den Klostermauern so gewaltig als zuvor und bei allen politischen Vorkommnissen der Rathgeber seines Sohnes Philipp geblieben ist, so war der Bruder Klaus mächtiger als der Landrath von der Flüe und ließ sich durch die geistlichen Uebungen nicht irren, der Rathgeber für Hohe und Niedere zu sein; wie der Kaiser-Mönch auch in dem einsamen Thal nicht unterlassen hat, die Geschicke der Welt zu bestimmen, so leitete der Klausner-Patriot aus seiner Wildniß die Geschicke der Eidgenossenschaft eben in ihrem gefährlichsten Wendepunkte.

Als eines Tages zu Sarnen, dem Hauptflecken von Obwalden, eine Brunst ausgebrochen war und das durch heftige Windstöße vermehrte Feuer in den nach Landesbrauch aus „gewettetem“ Holz bestehenden Häusern solche Nahrung fand, daß die Einwohner an menschlicher Hülfe verzweifelten, schickte man einen Eilboten an den Einsiedler in den Ranft, um die Kraft seiner Gebete anzurufen. Die Legende berichtet, Bruder Klaus, als er die traurige Kunde vernommen, habe alsbald seine Klause verlassen, die nahe Anhöhe vom Flüeli erstiegen, von welcher er die tobende Feuermasse übersah, Augen und Hände zum Himmel erhoben und die Brandstätte gesegnet: worauf sich der Wind gelegt und die Flamme gemindert habe.

Wenn das die Sage von einer Feuersbrunst in dem Flecken Sarnen erzählt, so erzählt uns die Geschichte, daß Niklaus von der Flüe einen Brand beschworen hat, welcher die gesammte Eidgenossenschaft zu verzehren im Begriffe stand.

## X.

## Bruder Klaus erscheint in der Versammlung der Eidgenossen und bewirkt das Verkommniß von Stanz.

Philippe de la Clide de Commines, ein Zeitgenosse des Bruders Klaus, welcher eine Zeitlang an dem Hofe Karls des Kühnen von Burgund gelebt hat und dann in die Dienste des Königs Ludwig XI. übertrat, dessen Geschichtschreiber er geworden ist, spricht in seinen Memoires die denkwürdigen Worte aus: „Ich glaube, daß all die Bundes-, Gnaden- und Subsidiengelder, welche jetzt in die Eidgenossenschaft fließen, den Schweizern zuletzt zu ihrem Schaden gereichen werden. Denn sie werden des Geldes, dessen sie vorher wenige Kenntniß hatten, besonders des gemünzten Goldes, nun so gewohnt, daß sie bereits im Begriff gewesen, sich darüber zu entzweien. Man hätte ihnen auf andere Weise nicht leicht zukommen können, da ihr Land so wild und arm ist und sie so kräftige, streitbare Männer sind."

Diese Worte deuten auf eine ähnliche Politik gegen die Schweizer im fünfzehnten Jahrhundert hin, wie wir in neuester Zeit gegen die Bergvölker im Kaukasus von Seiten Rußlands gesehen haben. Die Corruption vermag, was die Waffen nicht vermögen.

Die tiefe Zerklüftung, welche in der Eidgenossenschaft nach den burgundischen Kriegen Platz gegriffen hatte, äußerte sich theils in den zersetzenden Händeln

über die Beutetheilung, theils in der zerfressenden Eifersucht zwischen den Städten und sogenannten Ländern.

Was die Burgundische Beute betrifft, so verlangten die Städte, welche sich auf ihren größeren Aufwand an Volk und Geld beriefen, eine Theilung nach der Zahl der Mannschaft; die Länder dagegen, welche sich im Hinblick auf die vom Ausland in die Städte fließenden Miethen und Gaben ohnedieß übervortheilt wähnten, eine Theilung nach der Zahl der Orte. Der Streit war von nicht geringem Belang; denn die Beute bestand nicht allein in fahrendem Gut, wie Waffen, Gold, Silber, Kleinodien, sondern auch in herrschaftlichen Eroberungen, als Städten, Schlössern, Leuten u. s. w. Die Zahl der streitbaren Mannschaft aber betrug in den Ländern vielleicht nicht viel mehr als vierzehntausend; in den Städten nahe an vierzigtausend.

Was die politische Eifersucht zwischen den Städten und Ländern betrifft, so lag auf beiden Seiten ein großer Schein des Rechtes. In den Städten war die größere Bildung, der größere Wohlstand, das Bedürfniß, sich zu erweitern und auszubreiten: in den Ländern war das größere Gewicht der historischen Erinnerungen, die Urheberschaft der eidgenössischen Bünde und Freiheiten, die durch die natürliche Lage wie durch die Regierungsform bedingte Abneigung gegen Gebietsvergrößerungen. Die Städte leiteten die Politik nach außen, gaben im Inneren den Ton an, ließen sich im Glücke von Eroberungsgelüsten fortreißen; die Länder sahen die Gefahr vor sich, von den Städten ins Schlepptau genommen, in unnütze Händel und Kriege verwickelt, auf den Tagen

überstimmt und den Plänen derer dienstbar zu werden, welchen sie die Freiheit gegeben oder wenigstens erhalten hatten. Es war dieß eine Lage der Dinge, in welcher den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden der Gedanke sich von selbst aufdrängen mußte, das ihnen so nah gelegene und verbündete Luzern von Bern und Zürich abzureißen und dadurch die städtische Partei zu sprengen.

Die Städte erkannten genau die Situation, in welcher sie sich befanden, und versäumten die Maßnahmen nicht, welche zur Sicherung und Verstärkung ihres Uebergewichtes dienlich schienen. Die Städte Freiburg und Solothurn, welche längst mit Bern in freundlichen Beziehungen gestanden, hatten gegen Karl den Kühnen von Burgund wacker und treulich mitgefochten und in diesen Kriegen gemeinsam mit den Eidgenossen „viel Liebs und Unliebs“ erlitten. Unter der Erinnerung an diese Dienste bemühte sich Bern, die beiden Städte in den eidgenössischen Bund zu bringen. Auch warben Freiburg und Solothurn selbst dringlich um die Aufnahme, indem sie eine ansehnliche Botschaft von Ort zu Ort schickten. Nach allerlei Schwierigkeiten, welche die Länder der Sache von vornherein in den Weg legten, wurde endlich ein Tag in Luzern zur Verhandlung anberaumt. Die Städte Zürich, Bern und Luzern waren einstimmig für die Aufnahme; die Länder aber ebenso einstimmig dagegen. Als wiederholte Verhandlungen zu keinem Ziele führten, thaten die Städte den dem Buchstaben nach zu rechtfertigenden, dem Sinne nach uneidgenössischen Schritt, daß sie, ohne fernere Befragung der Länder, mit den Städten Freiburg und Solothurn ein besonderes Burgrecht abschlossen,

welches den gegenseitigen Schirm zum Zwecke hatte. Die Länder, als sie hievon Kunde erhielten, erkannten in dem Abschluß dieses Burgrechts einen Trotz der Städte auf die Uebermacht, eine Untreue gegen die Eidgenossenschaft, und verlangten zunächst von Luzern, daß es von dem Burgrecht wieder abstehe. Luzern aber, weit entfernt, einem solchen Verlangen Folge zu leisten, schloß sich nur um so inniger an Bern und Zürich an, und so fest die Länder entschlossen waren, das durch die Beiziehung von Freiburg und Solothurn vermehrte Uebergewicht der Städte nicht zu dulden, so bestimmt erklärten die Städte auf wiederholten Tagsatzungen, daß sie Willens seien, unabänderlich bei dem Burgrecht zu verbleiben und Leib und Gut dazu zu setzen.

Die Gemüther erbitterten sich aufs äußerste. In dieser Zerklüftung, welche nur blutig enden zu können schien, stoßen wir auf eine der merkwürdigsten Episoden der eidgenößischen Geschichte. Wir erinnern uns dabei, zum Beweise, daß die extremen Parteien für Erreichung ihrer Zwecke überall auf dieselben Mittel auslaufen, unwillkürlich der preußischen Junkerpartei, welche sich mit dem Gelüsten trug, die Städte zu verwüsten. Einige angesehene und kecke Männer von Obwalden, an ihrer Spitze der tapfere und ehrgeizige Peter Amstalden von Escholzmat, welcher als Hauptmann in den Burgunder-Kriegen Leib und Leben redlich gewagt hatte und am Leibe mit Wunden bedeckt war, verschwuren sich zu dem Plane, Luzern am Tage der Kirchweihe zu überfallen, die Mauern zu brechen und die Stadt zu einem offenen Flecken zu machen. Zwar wurde dieser Versuch, die städtische Regierungsform in eine Demokratie der Urcantone

umzuwandeln und in so revolutionärer Art den Widerspruch zwischen den Städten und Ländern zu lösen, glücklich vereitelt: aber der trotzige Schutz, welchen die Mitverschwornen Bürgler und Künegger in ihrer Heimath fanden, beweist hinlänglich die Sympathien, welche der kecke Plan in den Ländern fand, zugleich aber auch die unermeßliche Gefahr, in welcher der gesammte Bestand der Eidgenossenschaft in diesen Zeiten schwebte. Eigennutz und Eifersucht, diese dämonischen und den Menschen zu blindem Handeln stachelnden Leidenschaften, tobten in allen Adern der Städte und Länder, und das Burgrecht, vereinigt mit dem Reichthum der burgundischen Beute, war der Keil, der die von außen unbesiegte Schweiz unheilbar auseinanderzutreiben drohte.

In der Geschichte keines anderen Landes bieten jene Uebergangs-Perioden, aus welchen die Völker regelmäßig entweder für lange Zeit gehoben oder für lange Zeit an den Boden geschmettert hervorgehen, für die guten wie für die bösen Dinge immer so fast dieselben Erscheinungen dar, wie in der Geschichte der Schweiz, und wenn auch der enge Raum, in welchem sich hier die Sachen wie die Köpfe stoßen, und die Einförmigkeit, in welcher sich die Verhältnisse abzuwickeln pflegen, viel Nachtheiliges mit sich bringt, so hat der schweizerische Staatsmann, bei der beständigen Verwandtschaft der Ereignisse in allen Zeiträumen, den unendlichen Gewinn, daß er, wenn er die Geschichte seines Vaterlandes kennt, im Treffen des Richtigen kaum fehl greifen kann. Die Historie bildet den Staatsmann, und ein Volk, welches Philosophie oder Naturwissenschaft über die Geschichte setzt, ist kein politisches

Volk und der Strenge unfähig, welche allein die Freiheit erwirbt und festhält. Jene theoretischen Abstractionen aber, welche in den politischen Dingen die ehrlichen Menschen unglücklich, die unehrlichen zu Ausbeutern der Zeit-Ideen machen, mag man getrost ihr Wesen in den Bücher-Catalogen oder auf Kathedern treiben lassen; denn ihr prahlerisches Marktgeschrei und ihr sich selbst vernichtender Uebermuth ist dazu gesetzt, daß sich das Ruhige vor dem Trägen wahre, das Wahre an dem Irrigen hebe, das Schöne an dem Schlackenhaften läutere und das Strenge an dem Wilden belebe.

Man bemühte sich, den Handel auszugleichen, saß auf Tagen in Luzern, Zofingen und andern Orten: aber der Erfolg war das Wachsthum des Zerwürfnisses, und Alles wurde, wie der Chronist sich ausdrückt, je länger je böser. Nachdem die eidgenössischen Boten, allen Bemühungen der Schiedmänner zum Trotz, schon einmal in Stanz äußerst unfreundlich auseinandergegangen waren, entschloß man sich, wie es scheint, auf Anrathen des Einsiedlers Nikolaus von Flüe, noch einen letzten Ausgleichungs-Versuch an demselben Ort zu machen, und bestimmte als Zeit der Zusammenkunft acht Tage vor Weihnachten des Jahres 1481.

Stanz ist der Hauptort von Unterwalden und so tief von einem Berg beschattet, daß derselbe in den kürzesten Tagen die Sonne einem Theil des Fleckens mehrere Wochen lang vorenthält. In dem Vorgemach der Rathsstube wird dem Reisenden ein altes Gemälde gezeigt, welches die Versammlung der Eidgenossen darstellt, die wir jetzt zu schildern haben.

Die Städte Bern, Zürich, Luzern, Freiburg und

Solothurn hatten eine Art Schutz- und Trutz-Bündniß unter sich aufgerichtet; die Länder hatten sich durch Beizug der eine Zeitlang neutral gebliebenen Orte Zug und Glarus und eine besondere Verbindung mit der Stadt Konstanz verstärkt, und so standen sich beide Parteiungen bereits fast kriegsgerüstet gegenüber. Neben der Feder lag das Schwert: eine solche Stellung der Parteien ist für friedliche Verhandlungen nicht geeignet. Die drei Länder bestanden unter lauten Drohungen auf ihrer Meinung sowohl in Betreff der Beutetheilung, als der Aufnahme der zwei Städte und des Burgrechts, trotzend auf ihre Tapferkeit und das lang bewährte Waffenglück: die Städte achteten es für Schmach, solchem Trotz zu weichen, und Luzern, des kräftigsten Beistands von seinen Verbündeten versichert, wollte bedünken, „die Länder syn vast grob und unvernünftig Lüt." Die Erklärungen wurden so heftig und die Boten schleuderten sich so bittere Reden zu, daß in der dritten Sitzung, als in dem tobenden Lärm und Wortwechsel kein Sühnmittel mehr sich finden zu lassen schien, die tagenden Männer mit zornentflammten Gesichtern von ihren Sitzen aufstanden, im Geräusch des Grolls den Saal verließen und bei einbrechender Nacht, ohne Gruß und Abschied, auseinander giengen. Zwar erklärten sich die Städte Freiburg und Solothurn bereit, freiwillig zurücktreten zu wollen, auf daß nur nicht alle Eidgenossenschaft untergehe, deren Wohlfahrt, „nit deren Schaden," sie begehrten: aber es war zu spät. Bürgerkrieg schien die allgemeine Losung der haßentzündeten Gemüther, und durch den Flecken Stanz gieng das Geschrei, nun sei vollbracht, was Oesterreich und

Burgund nicht gelungen, und der letzte Tag der Schweiz erschienen.

Zu Stanz aber lebte ein frommer und redlicher Mann, der Pfarrer Heinrich im Grund, gebürtig von Luzern, des Bruders Klaus und des Vaterlandes Freund. Als die Schreckenskunde von der Auflösung der Tagsatzung zu seinen Ohren kam, nahm er Hut und Stab und verließ, vielleicht auf vorangegangene Verabredung mit seinem Freunde in dem Ranft, eilends den Flecken Stanz.

Stanz ist vierthalb Stunden von dem Ranft entfernt. Wir sehen einen Mann in der Stille der Nacht durch das Enetmoserthal und den Kernwald schreiten und ermüdet in die schneeige Wildniß an der Melcha niedersteigen.

Bruder Klaus lag im Schlafe auf der Bank der Klause und sein Haupt ruhte auf dem Steine aus. Da hörte er ein leises Pochen an seine Zelle, erhob sich von seinem Lager, schloß die Hütte auf und sah den wohlbekannten Freund vor sich.

„Die Tagsatzung, welche Ihr angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang," sagte der Pfarrer und erzählte in Hast alle Dinge, die geschehen waren.

„Kehre eilends zurück nach Stanz," erwiederte der Einsiedler in seiner gütigen Würde, „und sage den Eidgenossen, der Bruder Klaus habe ihnen auch etwas vorzutragen."

Bald sah der Kernwald und das Enetmoserthal den Mann mit Hut und Stab wieder nach Stanz zurückeilen. In der Weihnachts-Kälte mit Schweiß bedeckt, kommt er in dem Flecken an. Vor den Herbergen standen die Rosse schon gesattelt; denn die

eidgenössischen Boten waren Willens, heimzufahren. Da lief der Pfarrer im Grund athemlos in allen Quartieren umher und bat mit weinenden Augen die zur Abreise bereiten Boten, sich um Gottes und Bruder Klausens willen wieder zusammenzuverfügen und dessen Rath zum letzten zu vernehmen. Die Eidgenossen wollten dem flehenden Mann nicht widerwillig sein.

Es war der Sonnabend nach St. Thomas. Niklaus von Flüe, ein mehr als sechzigjähriger Greis, war barfuß und barhauptig, wie immer, den weiten, mit Schnee bedeckten und unwirthlichen Weg gelaufen und schritt, in Stanz angekommen, ohne auszuruhen, durch den Flecken auf das Rathhaus, wo die Eidgenossen sich wieder versammelt hatten und des Einsiedlers zur letzten Stunde harrten.

Alles ward still, als der sonderliche Mann mit ruhiger Würde in die hohe Versammlung trat.

Die eidgenössischen Boten saßen auf Stühlen in dem Rathssaal, meist stämmige und bärtige Männer, im Dienst der Waffen ergraut. Hier sitzen die Verordneten der Länder, von Uri der Landammann Johann von Attinghausen Zumbrunnen, von Obwalden der Landammann Rudolf Zimmermann, von Nidwalden der Landammann Heinrich Zelger: sie beobachten ein trotziges Schweigen. Dort sitzen die Verordneten der Städte, von Bern der Schultheiß Diesbach, von Zürich der wohlbekannte Hans Waldmann (die vorangegangenen Verhandlungen hatte der Bürgermeister Heinrich Röust geführt), von Luzern der Schultheiß Caspar von Hertenstein: ein finsterer Ernst sitzt auf ihrer Stirne. Weitere Namen hat die Geschichte nicht aufbewahrt. In dem Saale

steht ein Tisch, an welchem ein Schreiber sitzt, die Feder in der Hand haltend, vielleicht Johann Schilling, der Rathsschreiber von Luzern, der mit seinem Sohne Diobold, dem späteren Chronisten, die Berichte abzufassen hatte, oder der Gerichtsschreiber Petermann Etterlin, welcher, zuvor Hauptmann in den burgundischen Kriegen (denn diese Männer führten Schwert und Feder), ebenfalls in Stanz anwesend war und die Begebenheit in seiner Chronik geschildert hat. Die acht Rathsboten der Städte Solothurn und Freiburg hatten im Saale selber keinen Zulaß; sie standen vor der Thüre, um des Austrags zu warten.

Bruder Klaus, in feierlicher Stimmung zur Mitte des Saales vortretend, grüßte die Versammelten freundlich. Als sie den Friedensgruß hörten und des Mannes ansichtig waren, der hier vor ihnen stand, einen Stab in der Hand, mit dem graubraunen Rocke, der bis zu den Fersen gieng, barfuß und mit unbedecktem Haupt, mit dem schwarzen Haare, das ein wenig mit grauem vermischt, mit dem nicht gar langen Barte, dessen dünnes und sprödes Haar in zwei Theile gespalten war, mit der kastanienbraunen Haut, welche nur Knochen zu bedecken schien, mit den schwarzen, klaren Augen, welche einen wunderlichen Glanz von sich warfen, mit der hagern, aufrechten und hochgewachsenen Gestalt, welche, obwohl gealtert und ausgeschöpft, doch von jugendlicher Festigkeit schien und ebensoviel Sicherheit als Demuth, ebensoviel Selbstbewußtsein als Kraft in Gott ausdrückte, — da fühlten sich Alle von der Erscheinung übernommen, standen sämmtlich von ihren Sitzen auf und neigten sich.

„Liebe Herren, treue Eidgenossen!“ hub darauf der Einsiedler mit langsamer Rede, wie er gewohnt war, mit männlicher und klangvoller Stimme an, während die trotzigen Männer mit entblößten Häuptern und großer Ehrerbietung vor ihm standen. „Hier komme ich alter, schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Einöde gerufen, zu Euch vom Vaterland zu reden. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht; ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich Euch; von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Landesnöthen und Sieg auch Euch gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's Euch. Eidgenossen, warum habt Ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die Siege gewonnen? Durch die Einigkeit, die Euch Gottes Beistand zuzog. Und jetzt wollt Ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein Solches, o Eidgenossen, laßt nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. Was nützet Euch, den Feind überwunden zu haben, wenn der Eigennutz und die Eifersucht Euch nunmehr überwältigen sollten? Ihr seid für's Vaterland, nicht wegen der Beute ausgezogen. Denket an Eure Väter und seid friedlich! Denn der Fried ist in allweg in Gott, und Gott, welcher der Fried ist, mag nicht zerstört werden. In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich: ihr Herren aus den Städten, laßt dem Frieden zu lieb die neuen Burgrechte fahren, welche Euren alten Eidgenossen schmerzlich sind, und Ihr meine lieben Väter aus den Ländern, seid der Treue und der Dienste der frommen Städte Freiburg und Solothurn eingedenk und nehmet sie, die so wacker neben Euch gestritten haben, als ewige Eids-

genossen in den Bund auf! Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr ihrer Freundschaft bedürfen werdet. Ihr habt bis dahin acht Orte ausgemacht: so sind es zehne: dehnet aber fernerhin den Kreis Eurer Bünde nicht allzuweit aus und beladet Euch nicht mit fremden Händeln und Geschäften. Auch die Beute sollet Ihr mit einander im Frieden theilen, jetzt und für alle Zukunft so: die unbeweglichen herrschaftlichen Eroberungen theilet nach der Zahl der Orte, die fahrende Beute aber nach der Zahl der Mannschaft. Bleibet bei der natürlichen Billigkeit und hütet Euch vor Parteiung: sie würde Euch zerstören. Gebet nie die Ehre und die Wohlfahrt des Landes durch Verbindungen mit fremden Herren Preis; fallet niemals Eure Nachbarn feindlich an: wäre es aber um die Ehre Eurer Bünde und die Freiheit des Vaterlands zu thun, dann waget Alles daran, Gut, Blut und Leben. Liebet Euch untereinander, o Eidgenossen, der Allmächtige segne Eure Arbeit und walte über Euch, gütig wie bisher!"

Diese einfachen Worte aus dem Munde des den Welthändeln entrückten Mannes machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Versammlung, und „Gott gab", wie der Chronist sagt, „solche Gnad zu der Rede des Einsiedlers, daß in Einer Stunde Alles verglichen ward."

Der Tag von Stanz gesellt sich den erhabensten Beispielen der Geschichte von der begeisterungsvollen Hinreißung einer Versammlung und der plötzlichen Fassung hochherziger Entschlüsse bei. Die Burgrechtsbriefe wurden in edlem Ungestüm zerschnitten, Freiburg und Solothurn in den ewigen Bund der Eidgenossenschaft durch feierliche Ausstellung von

Bundesbriefen aufgenommen, die Eroberungen nach der Zahl der Orte, die fahrende Beute nach der Zahl der Mannschaft vertheilt.

So bös die Sache geschienen, so gut hatte sie geendet. Der Abend des Samstags nach St. Thomas-Tag (22. Decbr. 1481) sah den neuen Brief des Verkommnisses von Stanz entworfen, mit den Sigeln der acht Orte befestigt und von den versöhnten Boten der Eidgenossenschaft beschworen.

Niklaus von Flüe, um dessen Haupt dieser Tag einen unvergänglicheren Glorienschein gewunden hat, als alle Heiligensage zu thun vermag, war nach seiner Klause in den Ranft zurückgekehrt: das feierliche Geläute aller Glocken aber vom Flecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich, und bis nach Rhätien und in den Jura verkündete aller Orten, daß die Eidgenossenschaft gerettet sei und ihre Söhne sich selbst überwunden haben.

---

## XI.

## Tod des Bruders Klaus und das Schicksal seiner Gebeine.

Muß man vom heutigen Standpunkt das Leben eines Klausners ein verfehltes Leben nennen, so muß man doch auch vom heutigen Standpunkt zugestehen, daß eine einzige Stunde, in welcher ein so großes Werk vollbracht wird, wie zu Stanz, die verfehlten Jahre des übrigen Lebens reichlich aufwiegt. Denn was ist der Mensch? Er geht dahin, wie der vor dem Wind verfliegende Staub, und

allein die Stunde, in welcher ihm der glückliche Würfel fiel, für das Allgemeine etwas der Rede Werthes gewirkt zu haben, hält seine Persönlichkeit im Gedächtniß der Menschen fest. Nur die wie aus einem Jenseits herabgestiegene Gestalt des Einsiedlers vermochte den Sturm der wilden Leidenschaften zu beschwichtigen: der Erfolg der Beschwichtigung verleiht der nutzlos scheinenden Einsiedelei ihre Rechtfertigung und ihren Zweck.

Der Tag zu Stanz brachte wie die augenblickliche Schlichtung der Tageshändel, so ein neues Grundgesetz der Eidgenossenschaft zuwege. Das sogenannte Stanzer-Verkommniß setzte nicht allein die durch die Aufnahme von Freiburg und Solothurn nöthige Erweiterung der Kreise der Bundeshülfe und die Regeln der Vertheilung von Eroberungen und Beuten fest, die etwa künftig in gemeineidgenössischen Kriegen gemacht würden, sondern stellte auch die Orte, jedem seine Regierungsverfassung zusichernd, in durchaus gleiche Pflichten und Rechte, ordnete Landfrieden, Kriegswesen, Rechtsgang, Handel und Wandel, befestigte die öffentliche Sicherheit und die Behauptung des obrigkeitlichen Ansehens gegen Aufwiegelungen und Rottirungen, und bestätigte, unter Festsetzung fünfjähriger Erneuerung, die ewigen Bünde und die alten Verträge des Pfaffen- und Sempacher Briefs.

Der Abschied von Stanz enthielt die Worte: „Des ersten soll jeder Bote heimbringen die Treue, Mühe und Arbeit, so da der fromme Mann, Bruder Niklaus, in diesen Dingen gethan hat, Ihm des getreulich zu danken, als jeglicher Bott weiters zu sagen weiß.“ Dieser Abschied ward, als die Boten heimgekommen, in allen Orten öffentlich abgelesen

und dadurch dem patriotischen Einsiedler in den Herzen ein so schönes Denkmal errichtet, als je ein ganzes Volk einem einzelnen Bürger gesetzt hat.

Der Bruder Klaus von der Flüe fuhr fort, im Ranft zu leben, wie zuvor. Die besonderen Danksagungs-Schreiben, welche die Städte Bern, Freiburg und Solothurn an ihn richteten (das letztere legte dem vom 30. Christmonat 1481 datirten Schreiben zwanzig Goldgulden bei „zu einem guten Jahr an ein ewig Meß"), sind beredte Zeichen der allgemeinen Verehrung, welche den Abend seines Lebens verherrlichte. Sein Ansehen wuchs in einem Grade, daß selbst die Stadt Konstanz in einer Irrung, die sie mit dem Thurgau hatte, sich an seine wie allmächtig scheinende Vermittlung wandte. Der Bürgermeister und Rath der Stadt Konstanz reden ihn in diesem Sendschreiben „frommer, sonder lieber und guter andächtiger Freund gegen Gott und der Welt" an und geben dadurch zu erkennen, daß die Gottesfreundschaft ihn nicht abhielt, in Verkehr und Freundschaft mit der Welt zu bleiben. Die Antwort des Bruders Klaus ist kurz und weniger geneigt, als die ebenfalls noch erhaltene Antwort an Bern. Das auf die Urkunde gedrückte Sigel besteht aus einem Bild der Jungfrau Maria, welche das Jesus-Kind in den Armen hält, und führt die Umschrift: „Br. Klaus von Flüe."

Die reichlich einlaufenden Schenkungen ermöglichten eine Stiftung der Kaplaneipfründe im Ranft für ewige Zeiten. Der Stiftungsbrief ist insofern von Interesse, als Bruder Klaus in demselben an die Obrigkeit des Landes, welche er zum Schirmherrn der Pfründe einsetzt, das Verlangen stellt, daß bei

den Besetzungen ein frommer Mann von ehrbarem Wandel ausgewählt werden solle, von dem man wisse, daß er Priester sei und seine Briefe habe, auch kein anderer, denn ein solcher, für welchen das Volk von Sachslen einhelliglich oder dem Mehrtheil nach bitte, und von welchem die Nachbarn und andere Leute unbekümmert bleiben mögen. Auch für den Knecht Hensli, welcher den Altardienst versehen hatte, sorgte der Einsiedler in einem besonderen Instrumente. „Der ehrsam Knecht Hensli, der hie im Ranft dreizehn Jahr Sigrist und Knecht gewesen, soll aus der Pfründ sein Nahrung haben bis an sein End, und man soll ihn, dieweil er lebt, nit von dannen treiben, sondern im Frieden bleiben lassen.“

Niklaus von Flüe war vom siebzigsten Lebensjahre nicht mehr ferne, als er in der Mitte März des Jahres 1487 von einer heftigen Nervenkrankheit ergriffen wurde. Er war, wie gleichzeitige Schriftsteller erzählen, am ganzen Leibe wie erstorben, im Innersten seines Markes und Geäders so gequält, daß der Kranke oft wie ein Wurm sich krümmte. Dennoch verlor er weder Geduld noch Fassung und lächelte auch in den unsäglichen Schmerzen sanft und ruhig, wie sonst.

Nachdem er acht Tage „groß Weh, besonders in seinem Gebein,“ erlitten, war die Zeit da, daß Gott, wie die Legende sich ausdrückt, seinen treuen Diener und Ritter aus diesem Elend in eine ewige Freude nahm. Der Sterbende lag auf seiner Bank, wie sonst; nur eine „Decklach“ war über ihn gebreitet. Sein treues Weib Dorothea, seine Kinder und seine beiden Freunde, der Pfarrer Heinrich im Grund und der Bruder Ulrich, welcher von der Wallfahrt nach

Rom zurückgekehrt war, umstanden das Krankenlager. Er segnete sie der Reihe nach und legte dann sein mattes Haupt zurück, um es nicht wieder zu erheben. Der Tag, an welchem er verschied, war sein Geburtstag, der 21. März 1487, und seinem Todesjahr das Geburtsjahr von Martin Luther und Ulrich Zwingli vorangegangen. Das Leid der Seinigen war so groß, daß sie, in Thränen zerflossen, bis zum Tage der Beerdigung nicht von der Leiche wichen.

Als die Trauerkunde durch Unterwalden erscholl, hörte man eine allgemeine Volksklage über Berg und Thal. „Das Land hat seinen Vater, die Eidgenossenschaft ihren Führer verloren," trauerten die Landleute. Die Leiche wurde vom Ranft nach der Pfarrkirche in Sachslen getragen, um auf dem dortigen Gottesacker beerdigt zu werden. Alles Volk war an dem Tage der Bestattung herbeigeströmt; alle Werkstätten blieben geschlossen, alle Geschäfte eingestellt, und weit umher im Lande ward keine Messe gehalten, als nur vor der Leiche und dem Grabe des Dahingeschiedenen.

Von Unterwalden, das eine allgemeine Landestrauer angelegt hatte, ergoß sich die Volksklage in die übrige Schweiz. Alle Orte der Eidgenossenschaft ließen feierliche Trauerbegängnisse halten und selbst der Herzog Sigmund von Oestreich befahl das Andenken des Verstorbenen unter großer Pracht mit hundert Seelenmessen zu begehen. Reiche Opfer und Almosen verherrlichten überall die Feier.

Am dritten Tage nach der Bestattung besuchte die ehrsame Hausfrau Dorothea, der Landessitte gemäß, das Grab des Dahingegangenen und verrichtete ihr Gebet daselbst. Als sie von dem Grab geschieden,

berichtet die Legende, sei ihr auf dem Flüeli der Bruder Klaus mit großen Ehren und Klarheit erschienen, ein weißes Banner in der Hand schwingend, welches mit einer Bärentatze bezeichnet war, und als diese Erscheinung ruchbar geworden, habe die Trauer im Lande sich gelegt.

Wie von Friedrich Schiller's, so könnte man von Niklaus von Flüe's Gebeinen eine besondere Geschichte schreiben. Das Grab auf dem Kirchhof zu Sachslen, in welchem der Verstorbene beigesetzt worden, war einfach und ungeschmückt. Nach dem Verlauf von dreißig Jahren sann man auf eine ausgezeichnetere Grabstätte. Der Fürst-Bischof von Lausanne, Benedikt de Monte Ferrando, ließ am 21. März 1518 das Grab öffnen, die Ueberreste entheben und in einen neuen eichenen, mit eisernen Banden wohl beschlagenen Sarg legen. An dem Ort des Friedhofs, welchem man die Gebeine entnommen hatte, wurde ein steinernes Grabmal von geschnittener Arbeit aufgerichtet, in welches man den eichenen Sarg mit einem zinnernen Kistchen legte, das die schriftlichen Zeugnisse der Enthebung enthielt. Das Grabmal selbst wurde von oben mit einem großen Leichensteine zugedeckt, welchen das Bildniß des Todten zierte, endlich mit einem eisernen Gitter und brennenden Lampen umgeben.

Als im Jahre 1600 die alte Pfarrkirche zu Sachslen wegen der Menge der das Grab des Bruders Klaus besuchenden Pilger erweitert werden mußte, wurde bei Abbrechung der Kirchenmauern die Leichenstätte abermal eröffnet und beschlossen, zunächst der erweiterten Kirche eine Kapelle aufzuführen und das auf dem Friedhof befindliche Grabmal dahin überzusetzen.

Noch zweimal, im Jahre 1618 und im Jahre 1654, geschahen Eröffnungen des in die neuerbaute Kapelle übertragenen Grabmals.

Nachdem endlich der päbstliche Stuhl den Patrioten Niklaus von Flüe selig gesprochen hatte, beschlossen die Pfarrgenossen von Sachslen, einen neuen und prächtigen Bau an der Stelle der alten Mutterkirche aufzuführen. In dem Melchthal wird schöner, schwarzer Marmor mit weißen Adern gegraben. Die nach sechsjähriger Arbeit im Jahre 1678 vollendete Kirche ist mit zweiundzwanzig Säulen von schwarzem Marmor mit weißen Adern geziert. Acht dieser Säulen sind aus Einem Stück; jede hält dreizehn Schuh in die Höhe und im Durchschnitt sieben Schuh; die Postamente haben eine Höhe von vier und einem halben Schuh. Ueber dem Hauptportal der Kirche ist die Aufschrift eingesetzt: **D. O. M. et b. Nicolao von Flüe Piorum ope et auxilio constructum Anno** 1678. Auch er, zu dessen Ehre die Kirche erbaut war, sollte jetzt in Marmor ruhen. Seine Gebeine wurden in ein zierliches Grab von Marmel übertragen, und der Stand Luzern stiftete an die Stätte ein ewiges Licht.

Doch auch in dem Marmor sollte den theuren Ueberresten keine Ruhe sein. Als die Bulle des Pabsts Clemens **XII.**, gegeben zu Rom unter dem Fischerring den 26. April 1731, für alle diejenigen, welche einmal im Jahre die Pfarrkirche zu Sachslen im Konstanzer Bisthum, Mainzischer Provinz, besuchen und allda „für die Einigkeit christlicher Fürsten, Ausreutung der Ketzereien und Erhöhung der heiligen katholischen Kirche" ihr Gebet verrichten, vollkommenen Ablaß aller ihrer Sündenstrafen ertheilte, wurden

die Gebeine der Kapelle entnommen und, in einem eisernen Kasten verschlossen, auf einem Altar der Kirche der Verehrung des Volkes ausgestellt. In der Kapelle ist noch das steinerne Grabmal zu sehen, auf welchem der Einsiedler in Lebensgröße in Stein ausgehauen liegt, und an den Wänden sein Lebenslauf in dreißig Gemälden vorgestellt: aber mit den in die Kirche versetzten Ueberresten sollte noch eine letzte Umwandlung geschehen. Die Gebeine wurden künstlich gefaßt und geschmückt, über das Beingerüst ein mit Edelsteinen besetztes und mit Gold verbrämtes seidenes Gewand geworfen und der todte Mann, in die Gestalt eines auf den Knieen liegenden und seine Hände gen Himmel faltenden Heiligen gebracht, dem öffentlichen Anblick ausgestellt.

So mußte jetzt der öffentlichen Schaustellung dienen, der stets einsam gelebt, und wie Karl von Burgund in Edelsteinen, Gold und Seiden prunken, welcher in einer groben Kutte, barhauptig und barfuß gegangen war.

Auch die arme Habe, welche sich im Ranft vorfand, wurde bald in den Rang heiliger Reliquien erhoben. Das messingene Kruzifix, der Rosenkranz, zwei buchsene Eßlöffel mit silbernen Stielen, ein silbernes Trinkgeschirr und das Sigel, Maria mit dem Jesuskinde vorstellend, kamen an die Familie und nächsten Verwandten des Verstorbenen: seinen roßhärenen Bußgürtel zeigte lange das Kloster Muri im Aargau vor, seinen Reisestab das Kloster Rathhausen bei Luzern, eine Schüssel von Maserholz das Kloster Engelberg und den Eremitenrock die Pfarrkirche zu Sachslen. Der Degen des Einsiedlers endlich wurde von seinen Nachkommen, welche in den höchsten

Würden ihres Heimathlandes standen, als kein geringeres Heiligthum denn Kruzifix und Rosenkranz aufbewahrt: denn die Vereinigung des Kreuzes und des Schwertes, der Hellebarde und des Rosenkranzes charakterisirt die Generation, welche mit Niklaus von Flüe zu Grabe gegangen ist.

Wir durften die Geschichte der Grablegungen nicht übergehen; denn sie ist die Geschichte dessen, was die confessionelle Tendenz aus dem patriotischen Mystiker gemacht hat.

Am besten lebt sein Gedächtniß in den Herzen; sein äußeres Bildniß auf den Glocken und Fahnen, an welchen man dasselbe häufig eingegraben und gemalt findet. Denn sein Name, welchen man in ein Sinnbild des confessionellen Haders verkehrt hat, läutet in Wahrheit religiösen Frieden von den Thürmen, und aus seinem Andenken, welches hierarchischen Zwecken dienen muß, weht die erste Tugend freier Bürger, die Tapferkeit im Dienst des Vaterlandes.

---

## XII.

## Schluß.

Es will uns scheinen, daß gar Vieles, was das voreilige Urtheil dem Menschen als Fehler oder Tugend aufrechnet, nicht sehr weit entfernt ist von dem Prozesse, welcher unter den Blumen, diesen Kindern der Luft und des Lichts, die eine roth, die andere blau, die eine weiß, die andere schwarz gestreift erscheinen läßt. Die so oder so organisirte Individualität ist der Brunnen, aus welchem meist Mei-

nung und Schicksal des Einzelnen quillt, und was in dem Eimer der Lebensverwicklungen und des Bildungsganges aus diesem Brunnen heraufgeschöpft wird, das dürfte weniger in des Menschen Gewalt und Willen liegen, als es unsere Ueberhebung bedünken will. Von den philosophischen Ideen beherrscht, welche die gebildeten Klassen in vornehmer Abgezogenheit von der Wirklichkeit des Lebens und den Erfahrungen der Geschichte wie eine Art esoterische Weisheit gepflegt und gehegt haben, hat es unser Zeitalter gewissermaßen zur Sitte und Klugheitsprobe erhoben, über geschichtliche Richtungen, wie diejenige, in welcher wir Niklaus von Flüe befangen sehen, ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Zeiten und Individualitäten, vornweg den Stab zu brechen. Allein ist Cromwell, welcher in der einen Hand das Schwert, in der anderen die Bibel hielt, nicht einer der größten Männer der Geschichte? War nicht überhaupt der Puritanismus der englischen Revolution der gewaltigste Ausdruck des germanischen Geistes? Sind die Inspirirten in den Cevennen nicht in den Tod gestürzt, als ob's zur Hochzeit gienge? War es (um auch ein Beispiel aus kleineren Kreisen zu gebrauchen) nicht das Zeichen eines strengen Geistes, wenn der separatistische Hofprediger Hedinger dem Herzog zu Württemberg auf das Verlangen, die Mätresse Grävenitz in das Kirchengebet einzuschließen, erwiederte, es sei das nicht nöthig, denn man bete ja bei jedem Gottesdienste: erlöse uns von dem Uebel?

Bei allen exzentrischen Geistesrichtungen ist und bleibt die Hauptsache, ob sie eine bedeutende geschichtliche Unterlage haben oder nicht. Ist dieß der

Fall, so werden auch religiöse Schwärmereien Großes vollbringen können: ist es nicht der Fall, so werden dieselben Schwärmereien verdammenswerth und lächerlich.

Zum Verständniß des Niklaus von Flüe thut auch Noth, sich zu erinnern, daß er einer Berufsart und einer Zeit angehörte, in welcher die Lehre mit dem Leben, die Betrachtung mit der Handlung inniger verbunden war, als heutzutage der Fall ist, wo die Zerfahrenheit des Geistes und die energielose Naturanlage fast eine Lösung der beiden zusammengehörigen Momente zuwege gebracht hat.

In den Häusern von Unterwalden sieht man nicht selten neben dem Bildniß des Bruders Klaus die Abbildung eines anderen Mannes an der Wand hängen, welcher mit dem ersteren viele Aehnlichkeit hat. Es ist dieß ein Enkel des berühmten Eremiten (der Sohn seiner ältesten Tochter), Conrad Scheuber, welcher sich im Alter in die Zelle seines Großvaters zurückzog und ebenfalls als Klausner achtzehn Jahre in der Einsamkeit lebte. Nicht ohne Grausen stößt man auf das Wohlgefallen, mit welchem eine jesuitische Lebensbeschreibung bemerklich macht, daß dieser Enkel des Bruders Klaus, der schönste, stärkste und tapferste Mann des Landes, welcher in der Schlacht von Novara so hitzig im Treffen gestanden, daß er vom Blut und Gehirn der Erschlagenen bespritzt seinen eigenen Kameraden Schauder eingeflößt, hernach in der Schlacht bei Kappel wesentlich zum Sieg der katholischen Orte und zum Untergange Ulrich Zwingli's beigetragen habe.

O der menschlichen Verblendung! Den Namen des Mannes, dessen geschichtliche Bedeutung eben

darauf beruht, daß er als ein über confessionellen und politischen Hader erhabenes Bild der Versöhnung aus den Wirren der Zeiten leuchtet, hat man wie eine ätzende Säure mitten in das religiös-bürgerliche Zerwürfniß herabgezogen; denjenigen, der überall von sich sagte, daß er einfältig sei und ungelehrt, hat man geflissentlich zu einem Wunderthäter gemacht, von dessen Hand geheilt die Lahmen durch den Wald giengen wie die Rehe und die Blinden sahen wie die Falken; den Ruhm desjenigen, dessen Lehre für alles Volk ein glänzendes Zeichen dafür sein und bleiben sollte, daß auch der arme und niedrige Mann im groben Rocke Großes zu vollbringen vermag, wenn er sein Vaterland und die Tugend liebt, hat man zum Mittel der Beförderung von Zwecken gemacht, welche keinem Volke frommen mögen.

Wenn irgend ein Mann, so gehört Niklaus von Flüe der gesammten Eidgenossenschaft an und mit Recht ist er in allen kritischen Zeiten als der Schutzgeist patriotischer Eintracht angerufen worden: denn seine Zeit beweist, daß die Schweiz nicht leicht durch fremde Gewalt, sondern nur durch sich selbst und ihre Zwietracht ein Raub der Knechtschaft werden könnte.

urkunden; Schuld- und Pfandscheine; Cessionen, Bürgschaften und Reverse; Vollmachten; Quittungen, Empfangs- und Tilgungsscheine; Rechnungen oder Conti; Zeugnisse aller Art; Anzeigen und Gesuche in öffentlichen Blättern.

V. Abtheil.: Fremdwörterbuch.

---